



Gender(n)? OJA!

Genderreflektierende Offene Jugendarbeit

Impressum

Herausgeber:

bOJA – Bundesweites Netzwerk Offene Jugendarbeit

Lilienbrunnngasse 18/2/47; 1020 Wien

ZVR-NR: 78 54 32 196

boja@boja.at

www.boja.at

Redaktion: bOJA – Bundesweites Netzwerk Offene Jugendarbeit

Foto Cover: ©Verein Exit Jugendberatung Tullnerfeld

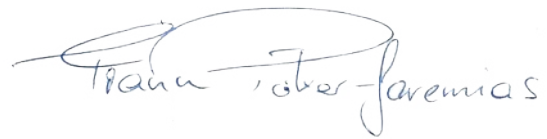
Layout: akzente

Februar 2017

Vorwort

Geschlechtergerechte pädagogische Ansätze sind eine Notwendigkeit in der Offenen Jugendarbeit und selbstverständlicher Bestandteil der Arbeitspraxis. Was bedeuten veränderte Rollenbilder, das Aufbrechen der Geschlechterdualität und das Streben nach sowie das Fördern von Chancen- und Geschlechtergerechtigkeit in pädagogischen Konzepten des Handlungsfeldes? Wie unterstützen Genderansätze Selbstbestimmungsprozesse? Wie kann das „doing gender“ von Jugendlichen als Ressource genutzt werden? Braucht es im Kontext geflüchteter Jugendlicher andere Konzepte? Wie ergänzen sich aktuelle Ansätze der Mädchenarbeit, Burschenarbeit, reflexiven Koedukation und cross work Pädagogik? Mit diesen und anderen Fragen beschäftigten sich über 260 Fachkräfte der Offenen Jugendarbeit im Rahmen der 10. bundesweiten bOJA-Fachtagung im November 2016. Mit einem gewohnt umfangreichen Programm wurden sowohl neue Ansätze der geschlechtergerechten Pädagogik vorgestellt und diskutiert, als auch gender als Querschnittsmaterie erörtert.

In der 2. Ausgabe des neuen Explizit Onlinemagazins stellen die vier Hauptvortragenden ihre Inhalte in unterschiedlicher Form zur Verfügung. Diese Vorträge sowie die stattgefundene Podiumsdiskussion zur Bedeutung von Geschlechtergerechtigkeit in der Offenen Jugendarbeit sind auf www.boja.at vollständig nachzuhören. Wir freuen uns über möglichst viel Interesse und Diskussion zum Thema. Gendergerechtigkeit und Genderpädagogik in der Offenen Jugendarbeit wird auch weiterhin ein wichtiger Fokus unserer alltäglichen Arbeit bleiben.



Franz Pirker Jeremias
bOJA Vorsitzender 2015/2016
Leiter Jugendforum Mozarthof, Klagenfurt

Inhaltsverzeichnis

Seite 5	Einleitung
Seite 6	Claudia Wallner & Michael Drogand-Strud
Seite 15	Philipp Leeb
Seite 16	Ines Pohlkamp
Seite 32	Sybille Hamann

Einleitung

Einleitung zu den Abstracts der Vorträge

Im Folgenden finden Sie/findest Du einen Abriss aller Vorträge der 10. bOJA-Fachtagung.

Diese Abstracts fassen noch einmal die Inhalte der Referate aller Hauptvortragenden zusammen und geben deren Auffassung und Wissen zum jeweiligen Thema wieder.

Die Art und Weise der Verschriftlichung lag in den Händen der Referent_innen. bOJA stellt Ihnen/Euch diese in Form des Online-Magazins „Explizit“ zur Verfügung.

Zusätzlich können alle Vorträge auf der bOJA-Website und über unseren YouTube-Kanal „bOJAmovies“ online abgerufen und angeschaut werden.

Die gesamte Dokumentation der 10. bundesweiten Fachtagung offene Jugendarbeit ist unter www.boja.at/fachtagung verfügbar.



Claudia Wallner & Michael Drogand-Strud

Claudia Wallner & Michael Drogand-Strud

Mehr als Mädchengruppe und Bubenprojekt: Ansätze und Ziele einer gendergerechten Offenen Jugendarbeit

Seit vielen Jahrzehnten wird in der Jugendarbeit kritisiert, dass die Angebote Mädchen weniger erreichen und wie dies geändert werden kann. Dem Fokus auf Mädchen folgte einige Jahre später die Auseinandersetzung mit Burschen in der Jugendarbeit mit der Frage, ob die quantitative Überzahl auch bedeutet, dass Jugendarbeit burschensensibel arbeitet. Heute wissen wir: Die Bedeutungen und Folgen von Geschlechterzuschreibungen für die Interessen, die Identitäten und das Verhalten von Mädchen und Burschen sind zwar für die Jugendlichen selbst von hoher Bedeutung, spielen aber in den Konzepten und der alltäglichen Arbeit in der Jugendarbeit nur eine nachgeordnete Rolle. Die Frage, was gendergerechte Offene Jugendarbeit sein kann und soll, kann und muss aus verschiedenen Perspektiven betrachtet und beantwortet werden:

AUS FACHLICHER PERSPEKTIVE: Wie sollte sich offene Jugendarbeit entwickeln, um den sozialen Zuweisungsfaktor Geschlecht grundlegend in der Arbeit mit Jugendlichen zu berücksichtigen?

AUS POLITISCHER PERSPEKTIVE: In welcher Gesellschaft wollen wir leben? Welchen Beitrag soll geschlechterbezogene Offene Jugendarbeit zur Demokratiebildung leisten? Wie wollen wir Geschlechterverhältnisse verstehen und avisieren? Geht es um Gleichheit, Gleichstellung, Chancen-

gleichheit, Geschlechtergerechtigkeit, ...?

AUS JUGENDLICHER PERSPEKTIVE: Welches Interesse haben und welche Bedürfnisse und Bedarfe formulieren Jugendliche selbst in Bezug auf Geschlechterfragen? Was zeigen sie (uns), mit welchen Themen und mit welchen sozialen Phänomenen sie sich beschäftigen wollen und was sind geeignete Formen/Methoden, diese mit ihnen zu bearbeiten – oder: Ist „Gender“ wichtig für Jugendliche in der Offenen Jugendarbeit? Brauchen Jugendliche Mädchengruppen und Burschenprojekte oder eher koedukative Angebote, Cross work oder alles?

„Gender“ aus der Perspektive von Jugendlichen

Am Beispiel von vier Jugendlichen soll im Folgenden exemplarisch gezeigt werden, wo im Alltag und im Leben von Mädchen* und Jungen* Geschlechterthemen aufscheinen und welche Formen einer geschlechterbezogenen Offenen Arbeit sie gebrauchen (könnten).

Jennifer, 16 Jahre

Jennifer lebt im Ruhrpott, geht zur Schule. Sie mag Jugendprojekte – sich ausprobieren, andere kennenlernen. Jugendarbeit ist ein wichtiger Ort für sie:

- der Anerkennung durch andere Jugendliche
- der Anerkennung durch Erwachsene
- um sich auszuprobieren

Für Jennifer ist wichtig, dass sie mit Mädchen gut klar kommt und Jungen sie gut finden. Sie liebt ihre Haare, hat ein flinkes Mundwerk und misst sich gerne mit Jungen.

Jennifer spielt Theater und präsentiert sich tough und selbstbewusst. Sie spielt am liebsten

mit Jungen Fußball und will als Spielerin anerkannt werden und nicht als Mädchen mitspielen. Gleichzeitig bleibt sie wochenlang verängstigt zu Hause und traut sich nicht auf die Straße, weil in Deutschland in einigen Städten als Clowns verkleidete Menschen andere Menschen überfallen. Dass das nicht in ihrer Stadt passiert, spielt für sie keine Rolle, sie ist gefangen. Jennifer ist laut und raumgreifend und sie ist klein und verängstigt. Sie findet Selbstversicherung und Sicherheit unter Mädchen und beweist sich mit Jungen. Mädchenarbeit oder Koedukation? – BEIDES. Jennifer braucht Räume, in denen sie ihre Ängste bearbeiten kann und in denen sie sich stärken kann, ohne ihr Gesicht der toughen Selbstbewussten vor den Jungen zu verlieren, die ihr wichtig sind.

Murat, 24 Jahre

Murat lebt in einer Großstadt in einem Ballungszentrum. Er studiert Lehramt. Murat ist laut, witzig, kommt bei Mädchen sehr gut an, flirtet gern. Wenn Murat die Bühne betritt, sind die Scheinwerfer auf ihn gerichtet. Er kommt leicht in Kontakt mit Menschen und hat immer einen coolen Spruch parat. Er ist Moslem mit Migrationsgeschichte, geboren in Deutschland, mehrsprachig, er engagiert sich in verschiedenen Jugendprojekten: als Teilnehmer aber auch als Anleiter. Er ist ein guter Fußballer und ein noch größerer Fußballfan. Murat arbeitet intensiv an den Themen Familienehre – Ehrenmord – Zwangsheirat – Religionsdruck – Sexualitätsverbot – Geschlechterverhältnisse in einem Jungenarbeitsprojekt namens HeRoes, das von einer feministischen Sozialarbeiterin geleitet wird und in dem muslimische Jungen sich unter Jungen über glaubens- und kulturbezogene Pflichten, Erwartungen und Zuschreibungen bis hin zu deren gewalttätiger Umsetzung auseinandersetzen und diese in Form von Workshops und Theaterstücken in Schulen und Jugendarbeit tragen. Murat ist in diesem Jungenprojekt sozialisiert und gibt seine Erfahrungen inzwischen an nachfolgende Generatio-

nen von Jungen weiter. Jugendarbeit ist ein zentral wichtiger Ort für ihn.

Kathi, 22 Jahre

Kathi ist Schülerin. Sie lebt in einer mittelgroßen Stadt in der Mitte Deutschlands. Seit vielen Jahren rappt sie leidenschaftlich. Zusammen mit drei weiteren Mädchen hat sie eine eigene Mädchenband, mit der sie inzwischen in der regionalen Nähe ihres Heimatortes sehr erfolgreich auftritt, insbesondere wenn es um Themen wie Rassismus und Sexismus geht, um den Schutz von Geflüchteten oder Aufrufe zu Toleranz/Demokratie und gegen Hass. Kathi spielt Fußball gemeinsam mit den Jungen und ist ein riesiger Fan des Bundesligafußballs. Kathi betreut Kinder und Jugendliche in Jugend(kultur)projekten und unterstützt und empowert sie: im Theaterspiel, im Rap - immer gemischtgeschlechtlich. Ihre Mädels sind ihr heilig – sowohl ihre Freundinnen als auch ihre Schwestern und die Kolleginnen der eigenen Band, aber sie würde nie irgendwo hingehen, wo was „für Mädchen“ ist, weil sie sich nicht als Mädchen adressieren lassen will. Trotzdem ist ihre Mädchenband für sie extrem wichtig und sie ist stolz darauf, dass sie und „ihre Mädels“ zu den wenigen weiblichen Rapperinnen-Bands gehören, die es in Deutschland gibt. Das macht sie sehr stolz - aber auch, sich „ganz normal“ mit Jungen auseinandersetzen zu können und mit ihnen Dinge zu tun als Gleichberechtigte, nicht als „Mädchen“. Sie weiß um die Abwertungen, die mit weiblichen Zuschreibungen oftmals verbunden sind und gerade deswegen ist „Mädchen“ für sie nicht schmerzfrei. Für Kathi ist der nicht geschlechtlich adressierte Raum wichtig, in dem sie sich mit Geschlechterfragen mit Hilfe des Mediums Musik beschäftigen kann. Nicht geschlechtlich adressiert zu werden ermöglicht ihr erst, sich mit Geschlechterfragen auseinanderzusetzen, Koedukation bedeutet für sie Gleichheit, keine Benachteiligung. Kathi kann den gemischt-

geschlechtlichen Raum in dieser Weise für sich nutzen, weil er durch einen Bildungs- und Kulturarbeiter bereitet wird, der geschlechtersensibel und auf Gleichberechtigung hin arbeitet.

Tos, 20 Jahre

Tos arbeitet im Dreischichtsystem in einer Fabrik in einem technischen Beruf. Die Schichtarbeit und der Beruf an sich fordern ihm erhebliche körperliche und mentale Kräfte ab. Tos lebt in einem kleinen Dorf im Osten Deutschlands, wo jede jeden kennt. Er angelt gerne, ist gerne in der Natur. Tos ist sehr sportlich, hat einen Trainererschein gemacht und arbeitet gerne mit Kindern im Studio. Perspektivisch wünscht er sich eine Zukunft als professioneller Fitnesstrainer. Tos ist als Junge in einem Körper mit weiblichen primären Geschlechtsmerkmalen geboren. Seit einigen Jahren nimmt Tos Hormone und hat sich die weiblichen Brüste abnehmen lassen. Seine körperliche und psychische Transition dokumentiert er seit Jahren in Sozialen Netzwerken und schreibt über die Veränderungen Texte, die er ebenfalls auf einer Genderplattform im Netz veröffentlicht. Mädchenarbeit oder Jungenarbeit? Ganz klar Jungenarbeit, aber da hätte er vor 2 Jahren noch keinen Zutritt gehabt – vielleicht bis heute nicht. Wird er als Junge anerkannt? Reicht es für den Zutritt zur geschlechtshomogenen Jungenarbeit aus, dass Tos sich selbst als Junge definiert und fühlt und dass er körperlich auf dem Weg ist? Für Tos wäre eine Jungenarbeit schön, die alle Jungen adressiert, die sich selbst so zuordnen und Koedukation, die sensibel ist für Transition. Alleine diese vier Beispiele von Jugendlichen, zeigen, dass eine mädchen*- und jungen*gerechte Offene Jugendarbeit sich nicht in einem Entweder-Oder realisieren lässt. Nicht nur die Unterschiede zwischen Jugendlichen, unter Mädchen* und unter Jungen*, unter trans*- und intergeschlechtlichen Jugendlichen zeigen, dass geschlechterbezogene Jugendarbeit breit aufgestellt sein muss,

um der Vielfalt jugendlicher Lebenswelten und Geschlechterinszenierungen zu genügen. Auch jede einzelne Person lässt sich nicht einer Angebotsform zuordnen: mal sind geschlechtshomogene Settings wichtig, mal der gleichberechtigte Austausch mit anderen Geschlechtern, mal ein Beziehungsangebot eines/einer gleichgeschlechtlichen Jugendarbeiter_in, mal im Gegenteil. Mehr als Mädchengruppe und Bubenprojekt? JA!!!! Unbedingt! Mädchen und Jungen sind so unterschiedlich in ihren Bedürfnissen, dass sie jede Form der geschlechtersensiblen Arbeit brauchen:

- gemeinsam - getrennt
- cross
- einzeln

Zur Entwicklung geschlechterbezogener Offener Jugendarbeit oder: Vom Gebot der Geschlechtshomogenität zur Forderung nach multiplen Settings und Konzepten. Fester Bestandteil des Fachwissens von Jugendarbeit heute ist:

- Gender wirkt einschränkend
- individuell
- gesellschaftlich
- politisch.

Gender gibt Orientierung: geschlechtliche Verortungen geben Halt in den Fragen: wer bin ich und wie passe ich in diese Gesellschaft. Sozial-kulturelle Zuschreibungen an Geschlechter sind also sowohl einschränkend als auch orientierend und sie weisen Menschen qua Geschlechtszugehörigkeit einen Platz in den Hierarchien von Gesellschaft zu. Das als männlich Konnotierte gilt bis heute mehr als das als weiblich Zuschriebene. Patriarchale Geschlechtersysteme werden so reproduziert und erhalten.

„Auch Jungs haben gender“

Lange Jahrzehnte waren Geschlechter- und Gleichstellungsthemen Mädchen- und Frauenthemata, da im Zentrum frauenpolitischer Aktivitäten

und Forschungen die negativen Folgewirkungen geschlechtlicher Zuschreibungen standen. Erst mit der aufkommenden Väter-/Männerbewegung und der Auseinandersetzung mit Jungen in der Jugendarbeit geriet die Frage stärker in den Blick, ob männliche Sozialisation als Geschlechterzuweisung auch negative Folgen und Einschränkungen auf das Heranwachsen und die Entwicklung von Jungen/Männern haben könnte. Heute sind Jungen wie Mädchen im Fokus geschlechtersensibler Arbeit ohne dabei patriarchale Geschlechterverhältnisse zu negieren.

Wirkungsvolle Jugendarbeit braucht Genderkonzepte

Jugendarbeit bietet Erfahrungsraum und Möglichkeiten der informellen und nonformalen Bildung für Jugendliche. Die Jugendzeit ist eine Lebensphase, die von Suchbewegungen und dem Sich-selbst-Ausprobieren gekennzeichnet ist. Jugend ist der Übergang von der Kindheit ins Erwachsenenleben und damit auch eine wichtige Zeit der sexuellen Verortung. Biologische und sozialkulturelle Geschlechtlichkeiten sind damit ebenso wichtig wie die Frage der sexuellen Orientierung.

Wie Gender aber in der Offenen Jugendarbeit Beachtung finden soll(te), befindet sich in einem permanenten Fluss und Veränderungsprozess, korrespondiert stark mit der Zeit und mit dem jeweiligen Verständnis von geschlechterbezogener Arbeit. Feministische Mädchenarbeit, angestoßen durch die zweite Frauenbewegung in der BRD, forderte ab den 1970er Jahren die Koedukation wieder abzuschaffen zugunsten einer parteilichen, gleichstellungsorientierten und geschlechtshomogenen Arbeit mit Mädchen. Entwickelt und initiiert wurde in der Jugendarbeit feministische und parteiliche Mädchenarbeit von frauenpolitisch engagierten Pädagoginnen. Oberstes Ziel war, den Aufmerksamkeitsfokus ausschließlich auf Mädchen zu richten und sie in eigenen Räumen zu stärken und zu fördern. Jungen und

Männer waren als „Verursacher“ einer patriarchalen Gesellschaftsstruktur ausgeschlossen. Aus diesen Grundlagen heraus entwickelten die Frauen erste Grundsätze feministischer Mädchenarbeit, die bis heute geltend sind. 1978 stellte eine Gruppe Berliner Pädagoginnen auf dem Kölner Kongress „Feministische Theorie und Praxis in sozialen und pädagogischen Berufsfeldern“ erstmals Prinzipien feministischer Mädchenarbeit einer großen Öffentlichkeit vor und zur Debatte:

- Parteilichkeit für Mädchen:

Pädagoginnen müssen sich von einer geschlechtsneutralen Jugendarbeit verabschieden und sich grundsätzlich wertend auf die Seite der Mädchen stellen. Ihre Bedürfnisse und Probleme stehen an erster Stelle und bestimmen die Zielsetzungen und die tägliche Praxis der Pädagogik

- ausschließlich Frauen in der feministischen Mädchenarbeit:

Parteilichkeit setzt die Auseinandersetzung mit der eigenen Unterdrückung als Frau und das Erkennen der gemeinsamen Erfahrung von Mädchen und Frauen unter dem herrschenden männlichen Machtanspruch voraus

- Pädagoginnen als Identifikationsfiguren:

Pädagoginnen müssen ihren eigenen Emanzipationsprozess in die Arbeit mit den Mädchen einbringen und offen legen. Das reduziert die Distanz zwischen Mädchen und Pädagoginnen auf ein Minimum und ermöglicht, dass Mädchen in den Pädagoginnen positive Identifikationsfiguren sehen, die ihnen Alternativen zu den gängigen weiblichen Leitbildern vorleben.

- an den Stärken von Mädchen ansetzen:

Mädchen und Frauen müssen zu einer eigenen, positiven Bewertung ihrer Fähigkeiten und Verhaltensweisen fern gesellschaftlicher Bewertungen

kommen. Sie dürfen nicht länger an den gesellschaftlich anerkannten Werten gemessen werden, sondern an eigenen Zielvorstellungen menschlichen Zusammenlebens. Mädchen und Frauen können so ihr Bewusstsein eigener Schwäche und Defizite ablegen und zu einem der Stärke gelangen. Typisch weibliche Fähigkeiten und Verhaltensweisen werden so aufgewertet

- autonome Mädchengruppen als Ort der Solidarität:

Fern der Beurteilung von und der Orientierung an Jungen können Mädchen in geschlechtshomogenen Gruppen eigene Bedürfnisse und Interessen kennen lernen, die unabhängig sind von männlichen Erwartungshaltungen. Die eigenen und männliche Verhaltensweisen können hinterfragt und eigene Stärke entwickelt werden, auch außerhalb der Gruppe die eigenen Interessen zu vertreten. Die Erfahrung, dass Aktivitäten nur unter Mädchen Spaß machen, lässt die Solidarität füreinander wachsen. Mädchen lernen, ihre Rechte und Interessen gemeinsam durchzusetzen. (Berliner Pädagoginnengruppe 1979, S.87-88)

Zu erkennen ist in den Grundsätzen deutlich die Doppelorientierung auf das Individuum und die Gesellschaft, aber auch auf Mädchen und Sozialarbeiterinnen. Auf einer dritten Ebene der Doppelorientierung gerieten auch die Männer und Jungen in den Blick:

„Sexismus von Jungen und Männern, Dominanz, eingeübtes Rollenverhalten bezogen auf Territorialverhalten, Machtdemonstration und ein traditionelles „Besitzerrecht“ an den Mädchen sind eben nicht durch eine in Relation hilflos anmutende Mädchengruppe zu verändern. Das bedeutet die Notwendigkeit, massiv in die Jungendomäne einzugreifen, soll der „Mädchenansatz“ in eine Institution der Jugendarbeit integriert werden. Das Klima muss emanzipiert werden. D. h., es ist parallel notwendig, mit abgestimmten Inhalten der

„geschlechtsspezifischen Jugendarbeit „ in Jungengruppen zu arbeiten.“ (Saviez 1980, S.186) Jungenarbeit wurde von Anfang an gefordert, ebenso wie eine Verhaltens- und Einstellungsänderung in Richtung Gleichberechtigung von den männlichen Kollegen. Im Verständnis feministischer Mädchenarbeit sollte die Jungenarbeit allerdings dazu dienen, dass männliche Unterdrückung und Bevormundung gegenüber Mädchen durch die Intervention der Pädagogen abgeschafft und Mädchen damit mittelbar unterstützt würden. Die Pädagoginnen stellten sich eng und unverrückbar auf die Seite von Mädchen und gegen jegliche männliche Dominanz. Es galt, sich ganz auf die weibliche Seite der Welt zu schlagen und zu konzentrieren, um dieser zu Eigenständigkeit und Stärke zu verhelfen. Um dieses Ziel zu erreichen, separierte feministische Mädchenarbeit sich soweit es irgend ging.

Seit den neunziger Jahren wird Mädchenarbeit ergänzt um eine eigenständige Jungenarbeit, die Jungen* in den Mittelpunkt stellt:

„Jungenarbeit ist mehr als die Arbeit mit Jungen in einer Jungengruppe. Wir [wollen] deutlich machen, dass der pädagogische Gehalt von Jungenarbeit die Reflexion von Geschlechterverhältnissen und Männlichkeitsanforderungen an Jungen und Männern ist. Zentral für eine gelungene Jungenarbeit ist dabei, dass Jungen darin unterstützt werden, sich kritisch mit Geschlechterverhältnissen, tradierten Rollenbildern und Männlichkeitsanforderungen auseinanderzusetzen. Dabei setzt geschlechterreflektierte Jungenarbeit an den Interessen von Jungen an und bezieht ihre Anliegen in die konkrete Ausgestaltung der pädagogischen Arbeit mit ein.“ (SFBB 2011, 14)

Jungenarbeit versteht sich damit als geschlechtshomogene pädagogische Arbeit mit Jungen* und jungen Männern*. Sie setzt sich sowohl auseinander mit der gewaltigen und Täterseite des Männlichen in patriarchalen Gesellschaften als auch mit den Verlustseiten und den Benachteiligungsaspek-

ten von Männlichkeit. Ähnlich wie Mädchenarbeit ist auch Jungenarbeit als geschlechtshomogener Ansatz ein spezielles Angebot, das den koedukativen Alltag von Jugendarbeit nur wenig berührt. Auch im Interesse von Jungen* gilt es also, Genderkonzepte voranzutreiben, damit Geschlechterzuschreibungen sukzessive abgeschafft werden können. Und dafür braucht es in der Jugendarbeit mehr als Mädchen- und Jungenarbeit.

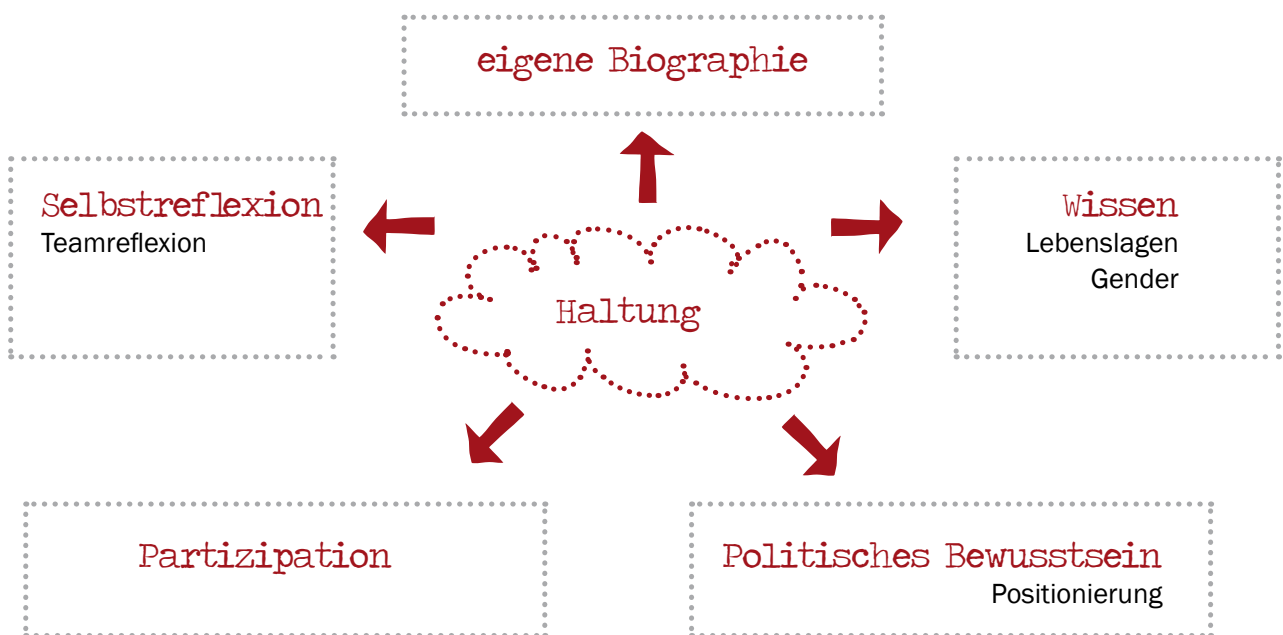
Gender als Alltagskonzept von Jugendarbeit

Genderzuschreibungen wirken auch heute noch massiv auf Kinder und Jugendliche ein und weisen ihnen Plätze im Leben zu. Damit schränken sie Entwicklungen und Gestaltungsmöglichkeiten sowohl individuell als auch im Gesellschaftsgefüge massiv ein. Mädchen* und Jungen* können sich nicht entwickeln, wie sie wollen. Sie müssen sich stetig auseinander setzen mit Geschlechterstereotypen, die ihnen vorgeben, was als männlich

oder weiblich gilt. Diesen Einschränkungen gilt es ebenso wie den damit einher gehenden Geschlechterhierarchien entgegenzuwirken, auch als Aufgabe der Jugendarbeit. Dafür aber reichen die bisherigen separierten Angebote der Mädchen- und Jungenarbeit nicht aus. Es braucht vielmehr ein Gendersystem, das immer und überall wirkt. Dabei ist wichtig, dass Genderkonzepte auf den Erfahrungen und der Qualifikation von Mädchen- und Jungenarbeit aufsetzen und dass sie diese beiden Ansätze nicht ersetzen sondern einbeziehen. Mädchen- und Jungenarbeit sind kompetenzgebend für Genderkonzepte und Genderkonzepte könnten nicht erfolgreich wirken ohne Mädchen- und Jungenarbeit.

Neu an Gender gegenüber der bisherigen Mädchen- und Jungenarbeit ist, dass Gender nun im Querschnitt wirken soll und damit Alltagshandeln wird. Waren Mädchen- und Jungenarbeit als geschlechtshomogene Settings immer Spezialangebote in einer ansonsten koedukativ organisierten

Die eigene Haltung wird zur wichtigen Genderkompetenz:



Jugendarbeit, so meinen Genderkonzepte nun, dass immer und überall geschlechtergerecht gearbeitet werden soll und muss: in geschlechtshomogenen Settings ebenso wie in der Koedukation oder in Kreuzsituationen. Das heißt, auch Koedukation muss mädchen*- und jungen*gerecht werden, und die Überkreuzpädagogik, in der Männer* mit Mädchen* und Frauen* mit Jungen* arbeiten, ebenso. Zusätzlich muss Mädchenarbeit ergänzt und flankiert werden von Jungenarbeit. Gender in der Jugendarbeit bedeutet genau dies: ein Ineinander dieser vier verschiedenen pädagogischen Ansätze, die je eigene Bedeutung haben und doch als Ganzes erst zur vollen Wirkung kommen.

In letzter Konsequenz bedeutet dies, wegkommen von der Beschreibung von geschlechterbezogener Arbeit über die Struktur (Zusammensetzung der Geschlechter im Setting) und hinzukommen zu einem Verständnis, in dem die Haltung der Fachkräfte eine zentrale Rolle spielt.

Mädchen* und Jungen* brauchen eine Jugendarbeit, die geschlechtsspezifische Lebenslagen erkennt und berücksichtigt, die einschränkende Zuschreibungen an das Geschlecht zurückweist, die strukturelle Ungleichheiten und Benachteiligungen abbaut und die damit geschlechtergerecht wirkt.

Ein solches Verständnis von Gender hat erhebliche Auswirkungen auf Konzepte und den Alltag von Jugendarbeit: gab es bislang häufig nur einzelne Mitarbeiter_innen, die geschlechtsbewusst oder geschlechtergerecht gearbeitet haben (Zuständige für Mädchen- und Jungenarbeit), so funktionieren Genderkonzepte nur, wenn Einrichtungen und Teams sich als Ganzes dem Ziel der Geschlechtergerechtigkeit verschreiben. Alltags Handeln ist nur im Gesamtteam umzusetzen und braucht den Willen und die Unterstützung von Leitung und Trägern. Das bedeutet einen Paradig-

menwechsel im Verständnis geschlechtergerechten Arbeitens, weil nun anerkannt und gewünscht wird, dass auch in gemischtgeschlechtlichen Gruppen und mit gegengeschlechtlichen Pädagog_innen geschlechtergerecht gearbeitet werden darf, kann und soll. Die Begründungen für diesen Paradigmenwechsel in der geschlechtergerechten Arbeit sind vielfältig: geschlechtergerechtes Arbeiten sollte nicht nur in extra dafür hergestellten geschlechtshomogenen Settings stattfinden, sondern muss auch im Alltag der Jugendarbeit und damit auch in der Koedukation verankert werden. Das Zusammentreffen von Mädchen* und Jungen* sollte dazu genutzt werden, Geschlechterverhältnisse zu thematisieren und einen gleichwertigen und wertschätzenden Umgang miteinander einzuüben. Jugendliche unterschiedlicher sexueller und geschlechtlicher Identitäten müssen sich nicht als Mädchen* oder Jungen* deklarieren, um an Angeboten teilnehmen zu können, weil in der Koedukation die Frage nach dem Geschlecht im Zugang nicht gestellt wird. Auch Pädagog_innen des „anderen“ Geschlechts haben Mädchen* und Jungen* wertvolle Erkenntnisse und Reflexionsmöglichkeiten über die eigene Geschlechtlichkeit und die Geschlechterverhältnisse zu bieten, sie sollen nun also ihre Kompetenzen einbringen und die geschlechtshomogene Arbeit ergänzen. Die Offene Jugendarbeit ist in all ihren Leistungsbereichen koedukativ organisiert. Hier keine Konzepte geschlechtergerechten Arbeitens zu implementieren würde bedeuten, sie immer auf wenige, kleine Ausnahmeangebote zu reduzieren. Damit ist der Anspruch, Geschlechtergerechtigkeit als durchgängiges Handlungsprinzip zu implementieren, nicht zu realisieren. Geschlechtergerechtigkeit lässt sich nur durch Gesamtkonzepte in den Angeboten und Einrichtungen herstellen. Das bedeutet, dass sowohl Mädchen- und Jungenarbeit kooperieren müssen als auch dass sie gemeinsam die koedukativen Angebote qualifizieren müssen.

Was sind die Ziele von Gender?

Gender zu arbeiten bedeutet also, Offene Jugendarbeit in allen Konzepten und Angeboten und mit allen Fachkräften geschlechtergerecht auszurichten. Genderansätze zielen dabei auf die sozialkulturellen Zuschreibungen bezüglich Weiblichkeit und Männlichkeit. Darin geht es um zwei zentrale Aspekte: die Zuschreibungskataloge sollen kritisch hinterfragt und dafür die Vielfalt von Geschlechtern – biologisch wie sozial – anerkannt werden. Dafür gilt es, Gender von Sex zu trennen. D. h., Genderpädagogik setzt sich aktiv dafür ein, dass Zuschreibungen nicht mehr an das biologische Geschlecht eines Menschen gekoppelt werden. Stärke, Mut, Fürsorge, Angst – all dies sind Fähigkeiten und Gefühle, die allen Menschen inne wohnen und die alle Menschen ausleben und fühlen dürfen sollten, egal, welchem biologischen Geschlecht sie angehören. Es geht also um die Dekonstruktion sozialkultureller Zuschreibungen an weibliche* und männliche* Menschen jeden Alters. Diese Dekonstruktion macht den Weg frei für das zweite Ziel von Gender: die Anerkennung einer Vielfalt von Geschlechtern auch biologisch (SFBB und Querformat 2012). Genderkonzepte in der Offenen Jugendarbeit wollen einen Beitrag dazu leisten, dass Kinder und Jugendliche aufwachsen und sich entsprechend ihren Fähigkeiten und Interessen entwickeln können, ohne dabei von Genderzuschreibungen behindert zu werden. Damit werden auch Geschlechterhierarchien kritisiert und abgebaut.

Was ist in der Jugendarbeit zu tun, um das Ziel zu erreichen?

Mädchen- und Jungenarbeit als Grundpfeiler und Kompetenzpools geschlechtergerechten Arbeitens müssen erhalten, ausgebaut und gesichert werden. Die Kooperation und Koordination von Mädchen- und Jungenarbeit ist zu fördern, damit beide Ansätze gemeinsam Genderkonzepte entwickeln können. Standards, Ziele und Schwerpunkte von Gender sind gemeinsam in den Einrichtungen und Teams

zu entwickeln, umzusetzen und zu kontrollieren – in jeder Einrichtung von allen.

Dafür braucht es die Selbstreflexion der Mitarbeiter_innen und gegenseitige Rückmeldungen zum eigenen Genderverhalten und den eigenen Geschlechterbildern. Soziale Fachkräfte müssen qualifiziert und ausgebildet werden für Genderpädagogik und Teams müssen sich gemeinsam bekennen zu ihrer Entwicklung. Das bedeutet auch die Bereitschaft zu entwickeln, klassisches Rollenverhalten zu verändern und den politischen Willen zur Herstellung von Gleichberechtigung zu haben. Dies alles geht nur als gemeinsame Entwicklung im Team. Genderansätze sind eine zeitgemäße, klientelgerechte und politische Weiterentwicklung dessen, was vor fast vierzig Jahren als feministische Mädchenarbeit in der Jugendarbeit begann. Gendergerecht zu arbeiten bedeutet einen Gewinn für Kinder und Jugendliche: Mädchen* müssen nicht mehr „weiblich“, Jungen* nicht mehr „männlich“ werden. Kinder und Jugendliche, die sich keinem dieser beiden Geschlechter zuordnen wollen oder können oder bei denen das biologische Geschlecht und die sexuelle Identität nicht übereinstimmen, müssen sich nicht länger zwangsverorten. Mädchen*, Jungen* und alle Kinder und Jugendlichen jeglichen Geschlechts und jeglicher sexueller Orientierung können sich vielfältiger entwickeln. Gleichberechtigung wird nachhaltig gefördert – für alle Geschlechter.

Was Jugendliche selber sagen

Im Projekt meinTestgelände 2.0 artikulieren sich seit drei Jahren Jugendliche aller Geschlechter aus ganz Deutschland zu Geschlechterfragen, die intersektionelle Verschränkungen insbesondere zu Rassismen aufzeigen.

www.meintestgelaende.de ist ein deutsches Gender-Onlinemagazin in Trägerschaft der BAG Jungenarbeit und der BAG Mädchenpolitik, gefördert vom Bundesministerium für Frauen, Senioren, Familie und Jugend. In über 400 Beiträgen

werden Geschlechterthemen aus Perspektiven von Jugendlichen selbst präsentiert. Jugendkulturelle Methoden geben Möglichkeiten, die eigenen Positionen ins Netz zu stellen.

meinTestgelände auf Facebook:

www.facebook.com/meintestgelaende

Eines von zurzeit ca. 400 Beispielen jugendlicher Beschäftigung mit Geschlechter- und Gerechtigkeitsfragen ist der Song „I have a dream“, den unsere Redaktionsgruppe „Was geht Almany“ aus Aachen auf Anfrage des BMFSFJ geschrieben hat zum Girls Day/Boys Day 2015:

www.meintestgelaende.de/2016/04/girls-and-boys-day-song-videorelease

Eine virtuelle Fachgruppe für Jugendarbeiter_innen

Im Rahmen unseres Projekts meinTestgelände betreiben wir auf Facebook eine Fachgruppe geschlechtersensible Pädagogik, auf der wir täglich neue Studien, Artikel, Filme, Methodenmaterial für die Arbeit mit Jugendlichen etc. veröffentlichen. Der Fachgruppe gehören im Dezember 2016 nahezu 3.000 Fachkräfte aus Deutschland, Österreich und der Schweiz an, von Lehrkräften über Erzieher_innen, Jugendarbeiter_innen, Wissenschaftler_innen, Journalist_innen bis hin zu Studierenden. Das fördert die Vielfalt der Beiträge. Auch wer Literatur sucht oder Methodenmaterial kann eine Anfrage in der Gruppe stellen und erhält in der Regel innerhalb weniger Stunden viele hilfreiche Tipps. Der Beitritt zur Gruppe muss beantragt werden, sofern mensch sich kommentierend oder postend beteiligen will. Für alle, die „nur“ mitlesen wollen, ist die Gruppe frei einsehbar.

www.facebook.com/groups/geschlechterpaedagogik/

Literatur

Berliner Pädagoginnengruppe (1979). *Feministische Mädchenarbeit*. In: *Sozialwissenschaftliche Forschung und Praxis für Frauen* e. V. (Hrsg.): *Beiträge zur feministischen Theorie und Praxis 2. Bericht vom Kölner Kongress „feministische Theorie und Praxis in sozialen und pädagogischen Berufsfeldern“*. Köln, S.87-96

Savier, Monika (1980). *Mädchen in der Jugendarbeit. Neue Ansätze einer emanzipatorischen Praxis*. In: *Materialien zum Fünften Jugendbericht 5: Jugendarbeit – Mädchen in der Jugendarbeit – Gewerkschaftliche Jugendbildung*. München, 173 – 211

SFBB und Queerformat (Hrsg.) (2012). *Geschlechtliche und sexuelle Vielfalt in der pädagogischen Arbeit mit Kindern und Jugendlichen*. Berlin

Sozialpädagogisches Fortbildungsinstitut Berlin Brandenburg (Hrsg.) (2011). *Die vielen Seiten der Männlichkeiten – Grundlagen geschlechterreflektierter Jungenarbeit* (erarbeitet von Bernard Könneke und Michael Hackert, Dissens e. V.

Wallner, Claudia (2006). *Feministische Mädchenarbeit. Vom Mythos der Selbstschöpfung und seinen Folgen*. Münster: Klemm & Oelschläger

Autor_innen

Claudia Wallner ist freiberufliche Referentin, Autorin und Praxisforscherin zur Mädchen- und Jungenarbeit und zu Genderthemen. Seit 30 Jahren begleitet sie die Entwicklung von Ansätzen geschlechterbewusster Arbeit bundesweit und in Österreich und der Schweiz insbesondere in der Weiterbildung von Fachkräften der Jugendarbeit/Jugendhilfe und berät seit vielen Jahren Mädchenzentren in Österreich.

Michael Drogand-Strud ist Diplomierter Sozialwissenschaftler und Gestaltberater, im Vorstand der Bundesarbeitsgemeinschaft Jungenarbeit in Deutschland, ist freiberuflicher Bildungsreferent für Geschlechtersensible Pädagogik, Gender-Kompetenz, Jungen*- und Mädchen*arbeit, Cross-Work, und Qualifizierung von Fachkräften in der Reflektion ihrer pädagogischen Arbeit. Gemeinsam mit Claudia Wallner ist er tätig in der Fach- und Koordinierungsstelle des Online-Gendermagazins www.meintestgelaende.de



Philipp Leeb

Beware of the Boys? Bubenarbeit im Fokus

Fast täglich erreichen uns Meldungen von Gewalttaten durch vorwiegend junge Männer. Manche sind radikalisiert, viele haben einen Hintergrund von emotionalen und sozialen Konflikten mit ihrer Umwelt, in beiden Fällen entlädt sich Frustration in Gewalt. Der Geschlechterforscher Dr. Paul Scheibelhofer meint: „Jungs lernen schon früh, Hierarchien unter Männern zu erkennen und viele versuchen dann, sich in diese Ordnung einzufügen, um nicht in die Position des Losers abzurutschen.“ (Kurier, 6.8.2016)

Buben*arbeit schafft Räume, um diese Themen besprechbar zu machen. Der Zugang zu den eigenen Gefühlen und Bedürfnissen und die Verbalisierung dessen ist leider immer noch ein Mangel bei vielen männlichen Jugendlichen und Erwachsenen. Weder sind alle Buben gewalttätig noch kleine Machos, leider sind es die medialen role models größtenteils schon. Seit der Gründung von poika begleitet uns die Frage der Nachhaltigkeit und unserem Beitrag als profeministische und feministische Arbeit. Wir konnten Antworten in den Studien der kritischen Männerforschung finden, wo die Rollen von Männern als Partner in Gleichstellungsprozessen (Gender Equality) aufgezeigt wurden. Geschlechterhierarchie zeigt sich sehr stark im Beruf in einer Arbeitskult, die nicht nur durch Strukturen, sondern auch durch die soziale Alltagspraxis von Männern – und auch von Frauen – getragen wird. Die Folgen dieser Kultur für Frauen, aber auch der Preis und Nutzen für verschiedene Männer stehen dabei im Mittelpunkt dieser Studien. Bubenarbeit kann Räume eröffnen, wo

es die Möglichkeit gibt, die eigenen Bilder von Menschen unterschiedlicher Geschlechteridentitäten und Lebensentwürfe zu hinterfragen. Buben sollen sich positiv und vorurteilsfrei in Beziehung zu anderen Menschen setzen können und die Qualitäten einer gleichberechtigten und gewaltfreien Partnerschaft und Kollegialität kennen. Sie können erfahren, wie wichtig die Versorgung eigener und anderer Bedürfnisse ist. Später haben sie als Väter vielleicht schon das notwendige Wissen, um ihr Kind unterstützend und identitätsstärkend zu erziehen. In der späteren Arbeit haben sie das Potenzial für Konfliktmanagement und diversitätsgerechtes Denken, sodass sie die Chancen und Möglichkeiten von Frauen als gleich wahrnehmen können. Ein Blick hinter die männlichen Kulissen soll sichtbar machen, welche Möglichkeiten die Bubenarbeit zum gendersensiblen Arbeiten in der Schule und im Kindergarten hat. Die Beschäftigung mit den Geschlechtern und die Selbstreflexion über rollenspezifisches Denken ermöglichen auch einen Zugang zur Gewaltprävention. Spielt Geschlecht überhaupt eine Rolle in der Arbeit mit Burschen?

Autor

Philipp Leeb arbeitete 14 Jahre als ausgebildeter Sonderschul- und Sprachheillehrer (Schwerpunkte Inklusion und Reformpädagogik) mit Kindern und Jugendlichen mit unterschiedlichsten Bedürfnissen. Derzeit begleitet er für das Bundesministerium für Bildung Lehrpersonen und berät als Genderexperte. Philipp Leeb ist Obmann von poika - Verein für gendersensible Bubenarbeit. Er engagiert sich für „Gender Equality“ und arbeitet immer noch mit Kindern und Jugendlichen sowie Erwachsenen an Bildungs- und Sozialeinrichtungen.



Ines Pohlkamp

Ein ABC für geschlechtersensible, intersektionale Pädagogik (Am Beispiel der queer-feministischen Mädchen*arbeit)

Dieser Artikel bietet Einblicke in die geschlechtersensible, intersektionale Erziehung, Pädagogik und Bildung. Er widmet sich der Frage: Was sind (ausgewählte) Kernaspekte einer Konzeption queer-feministischen Mädchen*arbeit bzw. einer queer-feministischen Erziehung, Pädagogik und Bildung, der es darum geht, jeder Person, jedem (Nicht-) Geschlecht Freiräume, Entwicklungschancen und Perspektivverweiterungen zuzugestehen? Was braucht eine Pädagogik, der es darum geht, Geschlecht weniger bis gar nicht bedeutsam werden zu lassen? Ja, mehr noch, der es darum geht, Diskriminierungen in ihrer Komplexität zum Ausgangspunkt zu nehmen? Geschlechterverhältnisse sind in diesen Überlegungen a priori sich kontinuierlich verschiebende Diskriminierungs- und Gewaltverhältnisse, die die Lebenswelten Aller beeinflussen.

Meine Reflexionen stehen im Kontext langjähriger Erfahrungen in Pädagogik, offener Jugendarbeit, sozialer Gruppenarbeit und in politischer Jugend- und Erwachsenenbildung. Sie speisen sich aus den Begegnungen mit heterogenen Menschen. Dabei versuche(t) ich genau zuzuhören, was die Mädchen*, Jungen*, Trans*Geschlechter, mit und ohne Beeinträchtigungen, mit und ohne Fluchterfahrungen in den verschiedenen Altersstufen und mit verschiedenen sozialen und kulturellen Vordergründen und aus unterschiedlichen Familienkonstellationen kommend, mir berichte(te)n. Manchmal waren die realen Geschichten und Erfahrungen hoffnungsfroh, manchmal verwirrend, oft aber waren sie nicht zum Aushalten.

Um mich dieser geschlechtersensiblen, intersektionalen Erziehung, Pädagogik und Bildung zu nähern, habe ich ein queer-feministisches ABC erstellt. Es besteht aus aus vielen kleinen Reflexionen und soll die Leser*innen inspirieren und Lust auf queer-feministisches Arbeiten machen. Das ABC bietet eine rasante Fahrt durch eine Vielfalt queer-feministischer, geschlechtersensibler Denkansätze und zeigt erste Verwandtschaften zu anderen pädagogischen Ansätzen und zu gesellschaftskritischen Überlegungen auf. Es startet bei A wie Anspruch und Arbeit und endet bei Z wie Zukunft und Zeit. Ein Anspruch auf Vollständigkeit besteht nicht.

Anspruch. Arbeit.

Mädchen*arbeit als eine Arbeit von Frauen* für Mädchen* hat stets einen hohen Anspruch. Zum einen soll die strukturelle Benachteiligung von Mädchen* verringert werden und zum anderen ist das Ziel, dass konkrete Mädchen* Chancen für Wege in eine gute, vielleicht sogar bessere, Zukunft kennenlernen. Sie sollen ermutigt werden, ihren Lebensweg selbstbestimmt in die Hand zu nehmen. Die formalen und nicht-formalen Widerstände in der Gesellschaft, geschlechtliche Gleichberechtigungen zu verunmöglichen, waren und sind ein Ansporn, Mädchen*arbeit anzugehen.

Heute ist der politische Impetus der Mädchen*arbeit weniger sichtbar als vor einigen Jahrzehnten, die Ziele differenzierter und zumeist agiert Mädchen*arbeit subjektorientierter und die Zielgruppen erscheinen vielfältiger. Mädchen*arbeit selbst, als pädagogische Arbeit für und mit Mädchen*, wird ungeachtet der Diversität der Ansätze immer wieder in Zweifel gezogen, ja sogar als „alter“ Ansatz verpönt, als „überflüssig“ oder als Überbleibsel aus feministischen Zeiten gelabelt. In heutigen

Zeiten, so sind sich viele Kritiker*innen sicher, sei dieser Ansatz überholt. Mädchen* seien kaum mehr benachteiligt, Geschlecht sei keine Ungleichheitskategorie mehr. Herauszufinden, wie es zu dieser hegemonialen, alltagsweltlichen (Miss-)Deutung von Erfahrung rund um Geschlecht und Sexualität kommen kann, ist ein in weiten Teilen noch immer offenes Forschungsgebiet.

Queer-feministische Mädchen*arbeit tritt gegen diese Deutung von Erfahrung an. Sie muss hierfür „alte“ Themen wie Parteilichkeit, Vorbild, Erfahrungskongruenz oder Begriffe wie Autonomie und Selbstbestimmung wieder erlernen und modifizieren. Sie muss die Komplexität der Geschlechterverhältnisse neu fassen und sie muss Neues aufgreifen und Widersprüchliches diskutieren. Zusätzlich sind Themen, die dem Zeitgeist der Individualisierung entgegnetreten, mitaufzunehmen. Subjektorientierung und Gesellschaftskritik gehören dann zusammen. Beispielsweise gehört die Auseinandersetzung mit Ableism (Diskriminierung gegenüber Menschen mit Beeinträchtigungen) zu einem Feld, das neu zu (wieder)entdecken ist. Wie und wo berücksichtigt die Mädchen*arbeit die intersektionale Verbindung von zugewiesenem Geschlecht und zugewiesener Behinderung?

Mädchen*arbeit muss wie ein Chamäleon vieles in den Blick nehmen: sich verändernde Geschlechter und Sexualitäten, und dabei alte und neue pädagogische Ansätze berücksichtigen. Sie muss Annahmen (er-)klären, verwerfen, neu formulieren, die Veränderungen von Sprache berücksichtigen, die Ziele dem adoleszenten Zeitgeist gemäß (re-)formulieren und die Mädchen* in ihrer Heterogenität wahrnehmen.

Begegnung.

Der geschlechtersensible, queer-feministische pädagogische Kontext ist vom Interesse an der Begegnung geprägt. Begegnung setzt eine Offenheit zum Kennenlernen in Anerkennung voraus. Das Interesse ist dabei eine professionelle Haltung der Fach-

kräfte und weniger ein Mittel zum Zweck. Das heißt, es dient nicht dem Ziel, Mädchen* (oder andere) auszuhorchen, ihnen Probleme anzudichten oder ihre Probleme auf bekannte Stereotype zu reduzieren. Stattdessen ist Begegnung an sich der Anlass für geschlechtersensible Pädagogik. Interesse ist die Schlüsselkompetenz, die selbstverständlich unabhängig der geschlechtlichen Settings (reflexive Koedukation, Mädchen*arbeit, Jungen*arbeit, CrossWork) wirkt.

Cis-Frauen*, Cis-Männer*, Cis-Menschen.

Die Vorsilbe >cis< steht für ‚diesseits‘. Diesseits der Geschlechterdualismen sind jene Personen verortet, die sich in einem eindeutigen Geschlecht sicher fühlen können, dürfen, sollen. Ihnen ist bei der Geburt ein Geschlecht zugewiesen worden, welches sie (bislang) nicht verlassen haben, wobei sie auch nicht planen, es zukünftig zu verlassen. Cis-Menschen erleben keine subjektive Diskontinuität in ihrer Geschlechtszugehörigkeit. Der Gegenbegriff aus der Geschlechterdebatte ist >trans<. Er steht für das über etwas Hinausweisende, für das nicht statische, das Diskontinuierliche. Trans*-Menschen leben keine biografisch eindeutige Geschlechtlichkeit von Geburt bis Lebensende.

Bislang prägen viele Cis-Menschen die Debatten in Erziehung, Pädagogik und Bildung. Ihnen muss die Aufgabe bewusst sein, dass sie ihre Augen und Ohren für Diskontinuitäten offenhalten müssen, um ihr „Privileg der geschlechtlichen Eindeutigkeit“ (Pohlkamp 2015) und ihr Eingebunden-Sein in die Geschlechterdualität zu reflektieren. Zusätzlich sind in der gesamten Debatte das Sprechen und die Worte geschlechtlich nonkonformer Personen endlich im Querschnitt statt als „Expert*innenstimme“ aus Betroffenenperspektive einzubinden.

Dualismus, Diversität.

Die Dekonstruktion (hier: das Infragestellen) des Geschlechterdualismus ist ein Ziel queer-feministischer Ansätze. Gleichzeitig ist die Vorstellung

von Geschlechterdualismus die historische und legitimierende Grundlage geschlechtersensibler Erziehung und Pädagogik. Grundsteine für eine heutige geschlechtersensible Praxis liegen in der Mädchen*arbeit der 1970er Jahre (vgl. Wallner 2005). Dieses Paradox wirkt in der queer-feministischen Erziehung, Pädagogik und Bildung konstituierend.

Im Geschlechterdualismus steckt die Annahme, Mädchen* und Jungen* seien grundsätzlich verschieden. Deshalb, so die interne Logik, bräuchten die zwei Geschlechter mindestens zum Teil unterschiedliche, verschiedene geschlechtersensible Angebote. Dies ist nur bedingt richtig, da sich die Unterschiede zwischen Geschlechtern angesichts der Vielfalt anderer Zugehörigkeiten auf ein Minimum reduzieren lassen. So kann beispielsweise ein gleicher Stadtteilbezug eine geschlechtsheterogene Gruppe sozial viel enger miteinander verbinden, als die geschlechtliche Verortung. Mehr noch, geschlechtsspezifisches Arbeiten im Dualismus von Mädchen*- und Jungen*gruppen birgt stets die Gefahr, hierarchische Zweigeschlechtlichkeit zu reproduzieren, wenn beispielsweise die Pädagog*innen dualistisch eindimensional handeln und ihre Arbeit im Themenkomplex nicht auf Widersprüchlichkeiten und Stereotypieren hin reflektieren. Dieses Spannungsfeld zu besetzen und sich dem auszusetzen ist das Außergewöhnliche einer queer-feministischen Theorie und Praxis, die sich gesellschaftskritisch versteht.

Gleichermaßen muss die Diversität (Vielfalt) der Mädchen*, der Mädchen*arbeiter*innen, der Praktiker*innen und der Lobbyarbeiter*innen in den Blick genommen werden. Unabhängig davon, welchen Gesundheitszustand, welchen Klassenhintergrund und welche Sprache ein Mädchen* spricht, unabhängig davon, was sie an Erfahrungen und Identitäten mitbringt, ist ein Mädchen* – so die grundsätzlich inklusive Philosophie der Mädchen*arbeit – stets willkommen. Mädchen*

in ihrer Verschiedenheit anzuerkennen und ihnen Räume zu eröffnen ist das zentrale Angebot der Mädchen*arbeit. Queer-feministische Mädchen*arbeit erlaubt dann zusätzlich die Erweiterung um andere geschlechtliche Perspektiven im Mädchen*arbeitsraum. Dennoch gilt es, sensibel zu bleiben und zu fragen: Wo sind die strukturellen und persönlichen Grenzen dieser Arbeit? Inwiefern können wir doch nicht allen Mädchen* angemessene Räume bieten? Welche Mädchen* erreichen wir mit der Arbeit, welche nicht und warum? Wie können wir Räume für >trans< öffnen und was könnte das für unsere Praxis und unser Selbstverständnis bedeuten? – Antworten auf diese kritischen Fragen können das Durchsetzungsvermögen und eine nachhaltige Zukunft der Mädchen*arbeit unterstützen.

Emanzipation. Empowerment.

Emanzipation heißt, sich aus einer Abhängigkeit zu befreien. Sie verweist auf ein Aufbegehren gegen bestehende Verhältnisse, die einschränken, Bewegungen verunmöglichen und Ungleichheiten fortschreiben. Angesichts der komplexen, globalen Welt gibt es aus Sicht vieler Mädchen* und Mädchen*arbeiter*innen, aus der Sicht vieler anderer Geschlechter, aus der Sicht von ungleich behandelten Menschen und Unterstützer*innen von ungleich behandelten Menschen, viele Anlässe aufzubegehren. Queer-feministische, intersektionale Erziehung, Pädagogik und Bildung hat zum Ziel, die Teilnehmer*innen zu ermutigen, gegen strukturelle und individuell erfahrbare Ungerechtigkeiten aufzubegehren. Utopie dieser Herangehensweise ist, dass es möglichst allen Menschen gut gehen kann, sodass sie nach Adorno „ohne Angst verschieden sein können“ (Adorno 1951). – Dass das Wort „Emanze“ – welches als diskriminierende weniger als wertschätzende Anrufung funktioniert – noch immer als Schimpfwort funktioniert, ist ein sicheres soziokulturelles Zeichen dafür, dass allein im Bereich der heteronormativen Geschlechterhierar-

chien noch einiges zu tun ist. Als „Emanze“ angerufen werden jene, die sich quer zu den traditionellen Geschlechterverhältnisse zeigen und/oder jene, die es wagen, sich zu offen zu äußern oder jene, denen der Spaß beim Mitlachen längst vergangen ist. Queer-feministische Pädagogik, Erziehung und Bildung will Impulse der Befreiung aus Abhängigkeiten und Gewalt, die aufgrund gesellschaftlicher Benachteiligungen geschehen, thematisieren und Schritte in die Selbstbestimmung ermöglichen. Empowerment (Selbstermächtigung) ist eine Handlungsperspektive, die insbesondere jene Personengruppen, die strukturell benachteiligt sind, unterstützt. Angehörige einer gemeinsamen sozialen Gruppe können sich im Austausch über Benachteiligungen, ähnliche Erfahrungen bewusst machen, um sich dieser (gemeinsam) zu entledigen. Empowerment-Ansätze lehnen die Objektivierung und ‚Veropferung‘ von Betroffenen ab. Empowerment setzt auf die Wehrhaftigkeit und den Widerstand von Subjekten, die zum Handeln, zum Sich-Selbstbehaupten ermutigt werden. Empowerment setzt auf die Reflexion gemeinsamer Erfahrungen und auf strukturelle Veränderungen, die auch die individuellen Grenzen im Leben nachhaltig bewegen kann. Nicht-rassistische, queer-feministische Mädchen*arbeit braucht demzufolge viel mehr Räume für Empowerment.

Frauen*, Familie, Flüchtlinge, Feminismus

Frauen* stellen, spätestens seit Judith Butler in der deutschen Rezeption aufgetaucht ist, theoretisch anerkannt keine einheitliche Bezugsgröße dar. Die Frau* wird aus dieser Perspektive als soziale Konstruktion, ja als materialisiertes Machtverhältnis gesellschaftlich konstruiert (Butler 1991, 1997). Das zum Ausgangspunkt zu nehmen und darüber nachzudenken, was das für die Mädchen*arbeit bedeutet, kann mensch an den zwei Polen ‚Familie‘ und ‚Flüchtlinge‘ kursorisch skizzieren. ‚Meine Familie‘ kann z.B.

der Kreis von Freund*innen, die*der Partner*in, die eigene Regenbogenfamilie, die schwulen Väter*, die lesbischen Mütter*, die heterosexuelle Kleinfamilie, die*der alleinerziehende*r Vater*/Mutter*, Patchworkfamilien u.v.a.m. sein. Die Idee von ‚meiner Familie‘ ist dabei im Laufe des Lebens eine sich z.B. durch Trennung oder Tod ständig verändernde Familienzusammensetzung. Familie kann schließlich auch aus all jenen Personen bestehen, die z.B. für das jeweilige Kind, für das Mädchen*, für den Jungen* oder für Trans*Kinder und -*Jugendliche wichtig sind. Es sind jene, die den sozialen Nahraum mit bestücken und erleben – es sind jene, mit denen mensch sich wohlfühlt, engen Kontakt hat, sich austauscht und gemeinsam (ein Stück Lebensweg) zusammengeht.

In Familien mit Fluchterfahrungen sind neu angekommene Mädchen*, die die Mädchen*arbeiter*innen in Deutschland vor neue Probleme und Herausforderungen stellen. Mädchenarbeiter*innen sind mit dem Thema Rassismus, mit fehlenden Bleibeperspektiven, mit Traumatisierungen, Widerfahrnissen sexualisierter Gewalt, Schwangerschaften und Verunsicherungen konfrontiert. Dies liegt an zahlreichen institutionellen, kulturellen und alltagsweltlichen Anschlussstellen für Rassismus in der autochthonen Gesellschaft. Dass hier in den kommenden Jahren ein weiterer Bedarf an nicht-rassistischer Mädchen*arbeit im Querschnitt entsteht, ist meines Erachtens eine große Aufgabe für die Weiterentwicklung der Mädchen*arbeit.

Die sexualisierte Gewalt in der Silvesternacht 2015/16 („Sylvester in Köln“) – erscheint dabei zunehmend eine neue Dimension der intersektionalen Verschränkung von Sexismus und Rassismus möglich gemacht zu haben. Neu ist die Vehemenz der Reduzierung der sexualisierten Gewalt auf Täter*innen, denen Fremdheit (das meint bezugnehmend auf die Rhetorik der Gleichbehandlung der Geschlechter in Deutschland:

ungleich Deutschland, ja ungleich „deutscher Männlichkeiten“ und Geschlechterverhältnisse) zugewiesen wird. Auch für die Mädchen*arbeit werden dadurch alte Fragen und Stereotype von Praktiker*innen neu produziert. Es tauchen wieder Fragen auf wie z.B.: „Vor welchen Fremden müssen wir die Mädchen* schützen? Wir haben ja selber Angst, wie kann ich dann meine Mädchen* davor bewahren?“ Aktuelle geschlechtersensible Pädagogik, Erziehung und Bildung und Kolleg*innen aus der Praxis der Mädchen*arbeit stellen aktuell alte Ressentiments neu her. Wenn Kolleg*innen mit den Anfragen der Mädchen* zur Verschränkung von Rassismus und Sexismus keine Antworten haben, wenn sie sich der unterkomplexen Darstellung des Diskurses nicht stellen, reproduzieren sie in der Praxis nicht nur die Unsicherheiten der Mädchen* mit dem Thema, sondern sie verfestigen auch das Tabu der sexualisierten Gewalt, das auf Fremdheit fokussiert. Die neuen – unerwartet auftretenden – Advokat*innen der Frauen*- und Mädchen*rechte, die erst jetzt angesichts der sexualisierten Übergriffe in Köln zu hören sind, stellen sicher keine zukünftigen Personen der Allianz für Gleichbehandlungen und nicht-rassistisches Miteinander dar. Im Gegenteil, im Deckmantel der geschlechtlichen Gleichberechtigung, findet eine Re-Essentialisierung von Geschlechterhierarchien und eine Renaissance rassistischer Anschlussstellen einen sagbaren Raum. Queer-feministische Mädchen*arbeit sollte die Verschränkungen von Heterosexismen und Rassismen und ihre Wirkungsmacht gezielt in den Blick nehmen, um sich gegen Sexismus und Rassismus im Alltag zu stellen, mit dem die (ankommenden) Mädchen* und Mädchen*arbeiter*innen bedauerlicherweise umgehen lernen müssen. Das Anerkennen von Verschränkungen, das Widerstehen einfacher Erklärungen im Kontext der sozialen Konstruktion von Fremdheit und Rassismus sowie das Erkennen von Komplexität in Bezug auf Geschlecht, Mi-

gration und soziale Klasse ist eine Grundlage, um Handlungsperspektiven als Fachkraft entwickeln zu können. Diese sind eine Voraussetzung, um mit den Mädchen* über ihre Ängste, Erfahrungen und Sorgen sprechen zu können. Um es pointiert zu sagen: Sexualisierte Gewalt ist in Deutschland Alltag, vor Köln und nach Köln.

Gewalt, Gleichberechtigung, Globalisierung.

Die Erfahrung der letzten Jahre hat gezeigt, dass die Gleichberechtigung allein von nur zwei Geschlechtern weltweit einer der schwersten Kämpfe überhaupt ist. Die Gewalt gegen Mädchen* und Frauen* ist flächendeckend verbreitet. Auch in Deutschland ist die Gewalt gegen Mädchen* und Frauen* immens – insbesondere im Feld der sexualisierten Gewalt. Allerdings ist der Diskurs, das Sprechen und Verurteilen dieser Gewalt möglich gemacht worden und das verbale Attackieren von Mädchen* und Frauen* in Deutschland darf, zumindest manchmal, „sexistisch“ genannt werden. Wir stehen in der queer-feministischen Erziehung, Pädagogik und Bildung vor der offenen Frage: Wie kann angesichts formaler Gleichheit und non-formaler Ungleichheit, die Wichtigkeit geschlechtersensibler Ansätze, die Wichtigkeit der Reflexion von Geschlechterhierarchien in den sozialen Konstruktionen und deren Bedeutung als Gewaltverhältnis – flächendeckend auch in Deutschland – zu einem zentralen Thema gemacht werden? Wie kann die Gleichberechtigung der Geschlechter vom Lippenbekenntnis in die Praxis kommen – und wie kann geschlechtersensible Erziehung, Pädagogik und Bildung dazu beitragen? Diese Fragen sind heute wichtiger denn je, denn Mädchen*arbeit verliert ihre gesellschaftskritische Bedeutung im Kontext der Rhetorik der Gleichheit der Geschlechter. Mädchen*arbeit, konkrete Unterstützung von Mädchen*, geschlechtersensible, queer-feministische Erziehung, Pädagogik und Bildung und die konkrete

Thematisierung von Geschlecht mit Interessierten ist stets gerahmt von der Kritik an den bestehenden Verhältnissen, von den Beobachtungen der Entwicklungen, von dem Verstehen-Wollen von Ungleichheiten und von dem Aufbegehren gegen genau diese.

Haltung, Hass, Held*innen, Heteronormativitätskritik.

Kein kritisches Konzept von Erziehung, Pädagogik oder Bildung kann ohne den Aspekt der zu vermittelnden Haltung verstanden werden. Wertneutralität oder ein ‚Sich nicht positionieren‘ passt nicht zu den Ansätzen emanzipatorischer Pädagogik, die sich politisch für Gleichheit und Gleichberechtigung und gegen Diskriminierung einsetzen. Queer-feministische, intersektionale Erziehung, Pädagogik und Bildung ist deshalb als emanzipatorischer Ansatz stets Antidiskriminierungsarbeit. Dass diese Form des Denkens und Begegnens deswegen nicht jeder*m zuträglich ist, ist dann nur allzu verständlich: Wer auf geschlechterhierarchische Traditionen setzt, sich mit kongruenten Menschenbildern als Glücksversprechen und sexuellen und geschlechtlichen Kontinuitäten nicht auseinandersetzt, die*der ist sicher im Umgang mit sich verändernden, vervielfältigten Geschlechterverhältnissen und der Anerkennung von Diversität schnell überfordert. Dies kann die Ablehnung und den Hass vieler auf Ansätze der queer-feministischen Begegnung, die sowohl subjektorientiert als auch politisch sind, schüren (vgl. Hark/Villa 2015).

Umso mehr braucht es Held*innen: Mädchen*arbeiter*innen, geschlechtersensible Pädagog*innen, die trotz struktureller Widrigkeiten weitermachen. Lobbyist*innen, die die Bedeutung dieser Auseinandersetzung in Politik, Wirtschaft und Verwaltung deutlich positioniert zeigen. Es braucht Mädchen*, die sich selbst als Held*innen ihres Alltags zeigen. Dass dies immer wieder gelingt, zeigen zahlreiche

Mädchen*projekte, in denen sich Mädchen* für ihre Belange eingesetzt haben. Ein Kern queer-feministischer Perspektiven ist die Heteronormativitätskritik. Sie ist bis heute ein mutiges Unterfangen, denn wer sich wirklich für die Gleichheit verschiedener Sexualitäten und Geschlechter einsetzt, wer Diskussionen für Vielfalt und gegen Diskriminierung besetzt und führt, begibt sich in die Gefahr, lächerlich gemacht zu werden. Normativitätskritik will jede logische Konsequenz, heterosexuelles (oder homosexuelles) Begehren, Eindeutigkeiten von Geschlecht als einzige Seins-Formen und die strikte Trennung dieser Eindeutigkeiten, hinterfragen. Dieses Anbieten des gemeinsamen Hinterfragens, vermittelt in der Haltung der Mädchen*arbeiter*innen, ist ein zentraler Auftrag aus queer-feministischer Perspektive.

Interesse, Ich bin ich, Intersektionalität.

Eine grundlegende Haltung in der feministischen und in der queer-feministischen Mädchen*arbeit ist mit den Begriffen „Interesse“ und „Ich bin ich“ ausgedrückt. Der eine Begriff meint etwas Zugewandtes, Aufmerksames, bedeutet Zuhören und sich für die Belange der Mädchen* einzusetzen. Das kleine „Ich bin ich“ (vgl. das Kinderbuch „Das kleine Ich bin ich“ von Lobe/Weigel 2016) hingegen hat etwas Trotziges und Widerspenstiges innewohnend. Beides sind Grundlagen einer geschlechtersensiblen Pädagogik, welche ein Interesse an Veränderung, an Erfahrung, an Erleben, an Lebensperspektive hat. Unter Berücksichtigung der gesellschaftlich und subjektiv erwünschten Individualität, muss diese in den Kontext der Gesellschaft, der Erwartungen, der gesellschaftlichen Strukturen gesetzt werden. Beides – ‚Ich bin ich‘ und eine Analyse von Gesellschaft zu ermöglichen – ist dabei für die Theorie und Praxis zentral.

Die Schwerpunktsetzung auf Intersektionalität (Crenshaw 1989, Winker/Degele 2009) meint

die Mehrdimensionalität von Subjektwerdungen, das Vorhandensein von Identitäten und Mehrfachdiskriminierungen mitzudenken, ohne Pauschalisierungen zuzulassen. Eine Praxis der Mädchen*arbeit, die Interesse kennt und Widersprüche zulässt, weiß, dass sich die strukturelle Dimension in den Vereinzelungs- und Individualisierungstendenzen der Subjekte und in den gewählten Identitäten und Selbstkonstituierungen zeigen.

Jungen*.

Junge-Sein* ist eine soziale Konstruktion. Das bedeutet, dass Junge-Sein* stets eine Historizität besitzt, geworden ist, dass es veränderbar ist, dass Jungen* nicht immer Jungen* waren, Jungen* bleiben oder Junge*-Sein wollen. Soziale Konstruktion als Prozess zu verstehen bedeutet, die vielfältigen Faktoren des Geworden-Seins von männlichen* Identitäten in den Blick zu nehmen, sie zu kennen und sie zu hinterfragen. Jungen* sind nie schlicht das Gegenteil von Mädchen*. Die soziale Konstruktion Junge-Sein* besteht aus der Vielzahl der Faktoren einer ‚Kultur der Zweigeschlechtlichkeit‘, die Zwischenräume, ‚andere Räume‘ von Geschlecht und Sexualität (jenseits von Hetero- und Homosexualität) verschließt und verunmöglicht. Aber Junge-Sein* ist trotz eines Verschieden-Seins gerade wegen der sozialen Konstruktion nie beliebig, denn die Erwartungen und Ansprüche an das Junge-Sein*, an das Mann-Werden* sind je nach Kontext, kultureller und sozialer Lokalität, je nach Alter und Generation, je nach Zugehörigkeit als Rahmen festgelegt: Fast jeder Junge* weiß, wie angesehene und anerkannte Männlichkeiten* in seinem sozialen Umfeld aussehen. Das Anvisieren neuer, anderer, nicht dominanter Männlichkeiten* und das Beanspruchen einer Männlichkeit* jenseits des Mainstreams im eigenen sozialen Umfeld ist für die meisten schwer, für andere interessant und attraktiv, überlebensnotwendig und für andere

unmöglich. Diese kontextuellen geschlechtlichen Anerkennungsprozesse sind wesentlich für die geschlechtersensible Pädagogik. Denn Prozesse von Radikalisierung, Sensibilisierung, Emotionalität, Verschiedenheit brauchen pädagogische Begleitung von geschlechtersensiblen Fachkräften, die sich mit Männlichkeiten* und ihren Wirkungsweisen im Sozialraum und in der individuellen Lebenswelt auskennen. Darüber hinaus sollten sie sich in Bezug auf die widerfahrenen Einschränkungen der Zugehörigkeit zu Männlichkeiten* auskennen. Das bedeutet, Männlichkeiten* (und auch Weiblichkeiten*) sind nie emanzipativen Bezugspunkte. Junge-Sein*, Mädchen-Sein* und die Thematisierungen von Männlichkeiten* und Weiblichkeiten* sowie die Vermeidung der geschlechtlichen Reduzierungen und Homogenisierungen gehören in jede queer-feministische Perspektive in Erziehung, Pädagogik und Bildung.

Kulturen, Konkurrenz.

Wenn ich Anknüpfungspunkte für die Begegnung mit Mädchen* und anderen Geschlechtern, sprich mit Jugendlichen als solches haben will, dann reicht es im ersten Schritt aus, sich wirklich für ihre Perspektiven, ihre Lebenswelten und ihre Bedürfnisse zu interessieren. Sich für sie einzusetzen ist ebenso wichtig, wie es gilt, ihnen zuzuhören. Musikclips (ähnlich wie YouTube-Stars) bieten sich dafür auf vielfältige Art und Weise an. Zusammen Musik hören, Videos schauen, Gesehenes gemeinsam wirken lassen, sind sinnvolle Einstiege für eine Begegnung. Hier operieren die Mädchen* gleichermaßen mit ihren Träumen, Utopien und Wertvorstellungen. Im Austausch können sie diese benennen, sie ins Verhältnis setzen und lernen, sich und die eigene Zukunft zu denken, um diese gestalten zu können. Dabei spielen die individuellen Zugehörigkeiten, wie z.B. zu Kulturen wie Szenen, ethnische Identitäten, Stadtteilzugehörigkeiten, Altersgruppen, Peers eine zentrale Rolle. Thematisch geht es dabei

um Konkurrenz, um Vergleich, um Schönheit, um individuelle Besonderheit, Zugehörigkeit und um Anerkennung. Konkurrenz als ein Motor kapitalistischer Verwertung von Humankapital spielt dabei auch in der geschlechtersensiblen Pädagogik, Erziehung und Bildung eine große Rolle: Sie muss erlernt werden, sie muss unter eine kritische Lupe genommen werden und Mädchen* und andere Geschlechter müssen befähigt werden, in ihr oder trotz ihr zu bestehen. Queer-feministische Pädagogik widmet sich diesem Spannungsfeld von Kulturen und Konkurrenz, von Repräsentationen und Gewalt, und macht es sich zur Aufgabe Zwischenräumen und individuellen Persönlichkeiten Raum zu geben. Es soll Platz für das Sichtbar- und Sagbarmachen der Zwischenräume, Widersprüche und für das Denken möglichst selbstbestimmter Wege geschaffen werden.

Lookism, Lachen, Losbrüllen.

Lange Zeit habe ich geglaubt, dass Lookism, die Diskriminierung aufgrund des Aussehens, eine Chance hätte, bekämpft zu werden. Heute sehe ich das resigniert realistischer. Aussehen und Verhalten sind zentrale Grundlagen in den meisten Interaktionen. Eine spontane Bewertung vom Aussehen führt zu Flirt- und Liebesspielen, zu Anerkennungssituationen bzw. Ablehnungen. Das Aussehen sei egal, auf innere Werte komme es an, so die Hoffnung von vielen Mädchen* und Mädchen*arbeiter*innen. Dennoch impliziert Lookism – verwandt mit Schönheit, sexuellem Begehren und der heterosexuellen Matrix – oft einen unlösbaren Auftrag, weil die alltägliche Wirkmächtigkeit realer Verhältnisse hoch ist. Heute denke ich, dass die Reduzierung von Lookism zu einem politischen Auftrag der Mädchen*arbeit und geschlechtersensiblen Pädagogik werden muss, wenn diese Ansätze sich nicht auf individuelle Beratungen beschränken lassen wollen. Mädchen* müssen von heteronormativen und rassistischen Schönheits-, Körper-, Schlankheits-

dogmen entlastet werden. Deshalb ist die Auseinandersetzung mit der Wirkung von Ware, Konsum, Subjektwerdung durch Konsumteilnahme angebrachter, als das pädagogisch fragwürdige Beharren auf Dogmen wie das ‚die inneren Werte (im Streben nach Erfolg, Liebe, Zuneigung, Anerkennung) zählen‘ würden. Es ist praktisch unerheblich, ob Mädchen* sich für sich oder für andere schönmachen. Es ist erheblich, dass sie glauben, dies aus ‚freiem Willen‘ zu tun. Trotz aller Not im Bemühen um ein Schöner-werden, Schönbleiben und trotz des mühsamen Ausbaus eigener Konkurrenzfähigkeit auf dem heteronormativen Markt, zeigen sich Mädchen* mit einem häufigen Lachen und einer selbstbewussten Oberflächen-Repräsentation. Mich lässt das verzweifeln, manchmal erfasst mich die Wut. Dann möchte ich losbrüllen und ihnen verständlich machen, dass die Durchsetzung von Normen, eben auch die Durchsetzung von Machtverhältnissen im Subjekt geschieht. Das heißt, dass fast alle Mädchen* – und Mädchen*arbeiter*innen sicher auch – dazu beitragen, Schönheit und normative Körper zu imitieren, um sofern möglich sich anzupassen. Hand aufs Herz: Schönheit ist subjektiv, aber der Schönheitsdruck, der Körperdruck wirkt normativ – bei vielen, bei fast jeder*m!? Queer-feministische Mädchen*arbeit könnte in diesem Spannungsfeld politische Projekte mit Vorbildcharakter entwickeln. Sie könnte versuchen die Wut sichtbarer zu machen, die die Auseinandersetzung mit Lookism hinterlassen kann.

Mädchen*, Männlichkeiten*, Mut.

Alle Mädchen*arbeiter*innen stellen sich die Frage, wer oder was sind Mädchen* eigentlich? Wenn es keine biologische und keine sozialisationsbedingte Essenz eines Mädchen-Seins* gibt, was sind dann Gemeinsamkeiten? Und wie legitimieren wir dann Mädchen*arbeit, die sich auf Mädchen* bezieht? Aus diesen Überlegungen heraus sind praktische und theoretische Überle-

gungen dazu angestellt worden, was Mädchen* ausmacht, was sie brauchen, was sie sagen, was für Erwartungen sie haben, wie sie von Gewalt betroffen sind und wie sie Gewalt ausüben. Was ist in einem heteronormativitätskritischen Kontext der Mädchen*arbeit die Handlungsmacht der Mädchen* und wo haben sie konkrete Handlungsperspektiven? Wo wollen sie überhaupt handeln? Und wie kann ich den Mut zum Aufbegehren, zum Hingucken und Reflektieren in der Praxis überhaupt vermitteln?

Wofür brauchen die Mädchen* – d.h. nicht alle, sondern jene, mit denen ich/wir als Team arbeiten – Mut, Unterstützung und offene Ohren? Zusätzlich gilt es, die Männlichkeiten* und auch reale männliche* Subjekte mit primärer Zugehörigkeit zur Kategorie ‚Mann*‘ (häufig: Cis-Männer) in die Mädchen*arbeit zu integrieren. Gleiches gilt für die Jungen*arbeit, für das Auseinandersetzen mit Geschlecht in Erziehung, Pädagogik und Bildung als Ganzes. Denn die Zuweisungen, die Bedeutungsebenen, Machtstrukturen und Gewaltverhältnisse sind nach wie vor hegemonial zweigeschlechtlich besetzt.

Normativitätskritik.

Das Normale erhält in dieser Gesellschaft einen hohen Wert, viele andere Perspektiven werden de-thematisiert. Im normativitätskritischen Kinderbuch „Du gehörst dazu. Das große Buch der Familien“ von Mary Hoffman und Ros Asquith (2010) erhält das Normale in Bezug auf Familie eine geschichtliche Bedeutung zugesprochen. Auf den ersten Seiten heißt es: „Vor langer, langer Zeit sahen die meisten Familien so aus: ein Papa, eine Mama, ein kleiner Junge, ein kleines Mädchen, ein Hund und eine Katze“. Im Bild sehen die Leser*innen eine weiße Familie, die aufgereiht in beschriebener Reihenfolge, nach rechts hin kleiner werdend, die Leser*innen anblickt. Der Größte ist der Papa und das kleinste Wesen in der Reihe ist eine Katze. Oben rechts im Bild

ist ein großes Einfamilienhaus mit Garten und Zaun zu sehen. Die Autor*innen schreiben unter dem Gesamtbild: „Aber im echten Leben kommen Familien in allen möglichen Formen und Größen vor. In diesem Buch gibt es viele Familien, die auf verschiedene Weise leben. Vielleicht ist eine dabei so wie deine?“ – Und dann startet das Buch mit der Vielfalt von Familien. – Das Buch dekonstruiert die normale Sichtweise auf Familien und eröffnet eine Vielfalt von Lebensweisen, die sich nicht an der heteronormativen bürgerlichen Kleinfamilie orientiert. Das Normale in der Gesellschaft füllt nicht nur die meisten Geschichten für Kinder, Jugendliche und Erwachsene, sondern es füllt auch die Träume, Wünsche und Begehren vieler Kinder, Heranwachsender und Erwachsener. Die im Alltag häufig nicht-thematisierten Lebensweisen werden aus der Repräsentation ausgeblendet. Ein individuelles Scheitern an diesen gesellschaftlichen Normalitätsidealen kann zu einer persönlichen Krise werden. Normativitätskritik heißt deshalb, der Vielfältigkeit einen Wert zu geben, sie zu sehen, sie zu benennen, sie nicht zum „Anderen“ zu machen. Es gilt sie im Alltag zu erkennen und anzuerkennen, um die gesellschaftlichen Werte und die soziokulturell regulierten Anerkennungskämpfe der Normalität und ihre Deutungshoheit nicht mit zu reproduzieren.

Outsider, Ökonomie.

Viele Menschen sind gesellschaftlich gesehen Outsider, nicht gesehene Menschen, außen vor gebliebene Menschen – unabhängig von ihrem Geschlecht. Queer-feministische Perspektiven steht für die Inklusion möglichst vieler und berücksichtigt den ausschließenden Charakter kapitalistischer und geschlechtlicher Vergesellschaftung. Ökonomische Verhältnisse, das Verhältnis von Geschlecht, Arbeit und Armut sind in den Kontext zu Arbeitsmarkt, Hausarbeit, Leistung und Geschlechterverhältnisse zu bringen. Diese arbeitsweltbezogene Perspektive ist ein wesentli-

cher Bestandteil der geschlechtersensiblen Auseinandersetzung, die sich beispielsweise in den inhaltlichen Auseinandersetzungen mit Familie (wer arbeitet was, wie?), Sexualpädagogik oder Berufs- und Lebensplanung anbietet.

Privatheit, Praxis.

Das erste Mädchen* was mir im Kontext von Mädchen*arbeit von Widerfahrnissen sexualisierter Gewalt mit ihrem Onkel erzählt hat, wird mir immer im Gedächtnis bleiben. Sie war, als wir uns begegneten, 15 Jahre alt, besuchte eine Förderschule „Lernen“ und liebte das Verkleiden. An den Wochenenden verließ sie die Wohngruppe und bekam dann regelmäßig Besuch von ihrem Onkel, der sie mehrfach vergewaltigte. Sie machte in unserer Begegnung diese Gewalt erstmalig öffentlich.

Ich denke, dass geschlechtersensible Praktiker*innen von vielen Situationen sprechen können, in denen es ihnen zum ersten Mal die Sprache verschlagen hat, in denen sie zum ersten Mal von sexualisierter oder häuslicher Gewalt gehört haben, von Missbrauch, von körperlicher Züchtigung und psychischer Repression. Die Diskrepanz von Geschichten aus der Privatheit der Mädchen* und dem Ziel der Reduzierung von Gewalt, Diskriminierung und Verletzungen ist eine Legitimation von geschlechtersensibler Pädagogik, Erziehung und Bildung. Feministische Forderungen, nach denen das Private politisch ist, finden hier ihren Widerhall. Gleichzeitig kann aus nicht-rassistischer oder ableistischer Perspektive das Private manchmal zum einzigen Rückzugsort für Menschen werden, die in der Öffentlichkeit häufig als „die Anderen“ gelesen werden. Privatheit hat dann die Funktion des Schutzes. Das bedeutet, dass für die Entwicklung queer-feministischer Perspektiven das Verhältnis von Privat und Öffentlichkeit neu zu justieren ist. Denn die Gewalt und Diskriminierungen aufgrund von identitären Zugehörigkeiten finden in allen Bereichen

der Sphären statt, die längst quer dem Dualismus von Privat und Öffentlichkeit liegen. So sind beispielsweise virtuelle Medien der Privatheit weitestgehend entledigt und Cybermobbing erscheint in vielen sozialen Gruppen als eine gefährliche und angstmachende Alltagserfahrung.

Aber was bedeutet das für die Mädchen*arbeit, für geschlechtersensible Ansätze gegen sexistische, rassistische oder ableistische Gewalt und Diskriminierung, wenn sich Schutzräume minimieren oder gedachte Schutzräume zu Gewalträume entwickeln können? Wie kann und wo muss geschlechtersensible Erziehung, Pädagogik und Bildung ansetzen? Zunächst muss sie sich mit dem Konzept der „Schutzräume“ abermalig auseinandersetzen. In der Praxis der Mädchen*arbeit wirkt dieser Begriff legitimierend,- in der Theorie erscheint er Schnee als von gestern. Es braucht eine neue Auseinandersetzung, was die Praxis der Mädchen*arbeit bieten kann, wenn Schutz nicht der zentrale Bezugspunkt darstellt.

Die Praxis queer-feministischer geschlechtersensibler Erziehung, Pädagogik und Bildung entkoppelt sich von den Vorstellungen einfacher Dualismen, wie denen von Privatheit und Öffentlichkeit, Mann und Frau, Heimat und Fremdheit, Schutz und Gefahr. Sie besteht aus Inhalten, aus Didaktik/Methodik, aus der qualifizierten Fachperson und der stetigen Weiterbildung und Vernetzung (Stichwort Lobbyarbeit), die diese pädagogische Arbeit rahmt. Praxis und Umsetzung von normativitätskritischen Inhalten ist zunächst einmal eine Frage der politischen und pädagogischen Haltung der Fachkraft: Welche Werte will ich vermitteln, welche biografischen Themen bringe ich mit und welches Wissen benötige ich, um didaktisch und methodisch gut aufgestellt zu sein? Praxis bedeutet, Fragen zu stellen, sich weiterzuentwickeln und Inhalte kennenzulernen. Praxis bedeutet, in der geschlechtersensiblen Erziehung, Pädagogik und Bildung die Reise gut zu planen, um sich dann doch auch überraschen lassen zu können.

Queer, Qualle.

Wer ‚Queer‘ je versteht, hat es nicht verstanden. Wer den Begriff einengt, die*der hat sich schon von queer verabschiedet. Queer ist nicht ‚quer‘, queer ist nicht ‚pervers‘. Queer ist eine Möglichkeitsform des ‚über etwas hinausgehen‘. Queer ist in den 1990er Jahren in der bundesdeutschen Diskussion aufgetaucht. Es will nicht indoktrinieren oder nur herrschafts- und machtkritische Positionen gegen Heteronormativität sein. Es will auf das Normative verweisen, wenn das scheinbar Normale der Ausgangspunkt des Betrachtens ist. Vor diesem Hintergrund sind Fragen wie „Warum machen so viele in Bezug auf Geschlecht und Sexualität beim heteronormativen Gewaltspiel mit?“, „Warum wird die Normalität von Zweigeschlechtlichkeit oder Kleinfamilien als das Harmlose anerkannt?“ und „Warum suchen so wenige Menschen Entlastungen in Räumen, in denen geschlechtliche Eindeutigkeit und Zuweisungen weniger oder keine Rolle mehr spielen?“.

Eine assoziative Antwort bietet meine Erfahrung mit dem Kinderbuch „Hamburg-ABC“ von Karin Lindeskov Andersen (2015). Das Kinderbuch für Kleinkinder ab 18 Monate zeigt alphabetisch geordnet Tiere an berühmten Hamburger Orten oder mit berühmten Hamburger Symbolen. Es ist ansprechend gezeichnet und anfänglich war ich sehr begeistert, bis mir auffiel: Alle Tiere sind männlich*, zumindest in der Sprache, und fast alle sind männlich* repräsentiert. Allein die Backwarenverkäuferin ist eine Füchsin („Fuchs mit Franzbrötchen“). Ist der Fuchs wirklich weiblich*, dachte ich? Aber der Beweis lag nahe: Ja, er lächelt so schön, er hat lange Wimpern und er könnte demzufolge eine Füchsin mit Franzbrötchen sein, denn immerhin trägt er – pardon sie – zusätzlich eine rosafarbene Schürze. Und auch dem mit Sonnenbrille ausgestatteten Jaguar, deutete ich nun als fahrendes Jaguarmännchen* („Jaguar am Jungfernstieg“). Ihm ist ein Jaguarweibchen* an die Seite gestellt worden. Sie trägt

eine rosa Schleife am Kopf und lächelt mit zartem rosa Lippenstiftmund das Jaguarmännchen* am Steuer an. Ein heterosexuelles Jaguarpaar für Kleinstkinder. Und die Qualle? Ja, sie ist ein Kapitän mit Pfeife und Quetschkommode. Ich bin irritiert, ein schönes Buch, aber durchweg männlich* und heteronormativ konnotiert. Das „Hamburg ABC“ macht Geschlecht zur männlichen* Sache für Kinder ab 18 Monaten. Sicherlich nicht gewollt, denke ich noch müde.

Aber zurück zur Frage, warum alle so widerspruchlos Zweigeschlechtlichkeit und Heteronormativität mitgestalten. Vielleicht ist es, weil Geschlecht in seiner Normativität und Hierarchie so alltäglich erscheint, dass es schwerfällt diese Alltäglichkeit zu entschlüsseln. Es ist eine Herausforderung für die Menschen im Alltag, wie für die Leser*innen des „Hamburg-ABCs“, einen gewaltsamen Gehalt von Zweigeschlechtlichkeit zu erkennen. Denn diese entsteht durch eine Nicht-Thematisierung von Vielfalt, ja in diesem Fall durch das Fehlen von weiblichen* Tieren jenseits des Stereotyps. Das Normative ist das Normale, es ist dass, was wir viele nicht anders kennengelernt haben oder wovor das Wahrnehmen und Denken bewusst verschlossen gehalten wird.

Queer bedeutet deshalb (und demgegenüber) geschlechtliche und sexuelle Vielfalt auf der Agenda zu haben, Kenntnisse zur Vielfalt zu besitzen und über die Kritik an Heteronormativität hinauszugehen. Was bedeutet es aber, intersektionale Diskriminierungsformen in den Blick zu nehmen und Rassismus, Klassismus, Abelismus, Lookismus nicht auszuschließen? – Dass dies aus privilegierter Perspektive (z.B. weiß-deutsch, mit akademischer Ausbildung, geschlechtlich eindeutig lebend) eine Herausforderung darstellt, ist nicht zu ändern. Dass dies aus nicht-privilegierter Perspektive ebenso Reflexion und Entwicklung bedeutet ebenso. Hier liegt es in der Verantwortung der jeweiligen Fachkraft dafür Sorge zu tragen, dass die Teams heterogener werden, Mehrsprachigkeit

gefördert wird und dass Multiperspektivität in der pädagogischen Professionalität Raum erhält.

Räume, Resignation, Rassismus.

In jeder Erziehung, Pädagogik und Bildung der Begegnung geht es darum, Räume zu schaffen. Die Räume müssen sich an diejenigen richten, die erreicht werden sollen, die sich in der Atmosphäre der Offenheit und der akzeptierenden Positioniertheit angesprochen fühlen. Es sollten Räume sein, in denen ein ‚Herzlich Willkommen‘ ausgedrückt wird. Einige Mädchen*arbeiter*innen und andere Pädagog*innen erlebe ich in Fachgesprächen resigniert, weil sie betonen, dass sie Räume schaffen, die aber nicht so genutzt werden, wie sie sich das vorgestellt haben. Mal sind die Teilnehmer*innen zu jung oder zu alt, mal sind es nicht jene mit den „eigentlichen Problemen“ oder es kommen nur jene, die sowieso nur „anstrengend“ sind. Freiwillige Teilnehmer*innen geschlechtersensibler Bildungssettings im außerschulischen Bereich, die sich aktivieren lassen, sind in vielen Einrichtungen selten. Meines Erachtens gibt es drei zentrale Faktoren dafür: 1. falsche Erwartungen an die Klientel, 2. wenig reflektierte Ausgestaltung der Räume und keine Klärung des Bedarfs im Kiez, im Stadtteil, in der Stadt, im Dorf und 3. strukturelle Maßgaben wie die Ganztagschule, die automatisch außerschulische, offene Angebote in Konkurrenz zu Schule setzen und damit den Zulauf non-formaler Angebote stark begrenzen. Letzteres bedeutet, dass außerschulische Pädagogik ihren Stellenwert heute neu überdenken und reformulieren muss, um in der Praxis nicht nachhaltig zu scheitern. Rassismus ist eine soziale Ungleichheitskategorie, die stets mit dem Heterosexismus und dem Glauben an Eindeutigkeit einhergeht. Rassismus findet seinen Ausdruck in den Hierarchien zwischen einzelnen ethnischen und nationalen Zugehörigkeiten. Es zeigt sich in rechtspopulistischen, völkischen Positionen und im Alltag in

der Annahme, dass Weißsein, die Normalität einer bundesdeutschen Gesellschaft abbildet. Rassismuskritisches und geschlechtersensibles Arbeiten bedeutet, sich gegen rassifizierendes Vereindeutigen und Hierarchisieren zu wenden, Gleichbehandlung und Gleichberechtigung für alle zu fordern und konzeptionell für eine nicht-rassistische Erziehung und Pädagogik einzustehen.

Schnecken, Sexismus.

Schnecken sind eine schöne Symbolik für queerfeministische Mädchen*arbeit. Sie stehen beispielsweise für Langsamkeit, Beharrlichkeit, für Verschiedenheit, für geschlechtliche Irritation und Vielfalt. Auch geplagte Kleingärtner*innen wie mich, die manchmal die Häufigkeit von Schnecken verfluchen, können es beruhigend finden, dass Schnecken außerdem für Heteronormativitätskritik stehen. So schreibt Florian Werner in seinem schönen Buch „Schnecken“ (2015, erschienen im Matthes & Seitz Verlag Berlin): „Die Tatsache, dass es ein ganze Tierklasse gibt, deren Angehörige sich über die dominanten Kategorien von Sex und Gender hinwegsetzen, muss daher ein Stachel im Fleisch aller Verfechter heterosexueller Paarbeziehungen sein – sowie des Paktes an bürgerlichen Werten, das diesen anhängt. Durch ihre schiere Existenz hinterfragen die Schnecken unser Verständnis von Identität, Familie, Gesellschaft. Sie sind fleischgewordene, kriechende Heteronormativitätskritik.“ (Werner 2015: 75). Der Autor erklärt, dass sämtliche Landlungenschnecken und eine Auswahl an Wasserschneckenarten Zwitter sind, andere wechseln ihr Geschlecht, wieder andere sind in der Lage sich selbst zu befruchten, wenn kein*e geeignete Geschlechtspartner*in auftaucht. So sehr die Schnecken die menschliche Geschlechtervielfalt inspirieren können, so sehr betrübt die mangelnde Aussicht auf ein Aussterben von Sexismus und Heterosexismus. In der Kürze des ABC ist der Sexismus als eine Form

der Diskriminierung und Gewalt aufgrund von Geschlecht und Sexualität (Heterosexismus) zu verstehen. Er bildet eine Grundlage von Geschlechterverhältnissen heute und taucht trotz weitreichender Anerkennung sexualisierter Gewalt in der bundesdeutschen Gesellschaft noch immer als Querschnittsphänomen auf. Die Diskussionen um Alltagssexismen, die 2014 in Deutschland einen Höhepunkt hatten, ebten wieder ab. Fakt bleibt, die Salonfähigkeit von Misogynie, Homophobie, Sexismus und Heterosexismus bleibt fortbestehen. Die Möglichkeiten dagegen vorzugehen, werden häufig belächelt und nicht ernst genommen. Auf Geschlechterverhältnisse als Gewaltverhältnisse zu zeigen, ist heute nach wie vor kein anerkannter Diskurs. Solange Sexismus die Geschlechterverhältnisse konstituierend prägt, kann Mädchen*arbeit nie überflüssig werden.

Transgender. Trübsal.

Transgender ist in vielen Publikationen ein Oberbegriff für geschlechtliche und sexuelle Vielfalt, die über zwei Geschlechter hinausgeht. Gleichzeitig ist eine eigene geschlechtliche Bezeichnung für jene Personen, die sich mit >trans<, also über das zugewiesene soziale Geschlecht (Gender) hinaus, verorten. Verwendet als Oberbegriff für eine Vielzahl verschiedener geschlechtlichen Selbstverortungen, fordert der Begriff die Mädchen*arbeit als identitäre Praxis heraus. Hatte Mädchen*arbeit bislang vor allem mit der Suche nach der Bedeutung der Zuweisung Mädchen* zu tun, in der im dualistisch konstituierten Geschlechtersystem stets eine Abgrenzung zu Jungen* liegt, so fordert geschlechtliche Mehrdeutigkeit die Mädchen*arbeit unwillkürlich stark heraus. Dass diese Diskussionen stärker in der Mädchen*arbeiter*innen-Landschaft denn in der Jungen*arbeit verortet liegt, hat vielerlei Gründe. Besonders hervorheben möchte ich den Aspekt, dass sich viele Praktiker*innen der Mädchen*arbeit Mädchen*Sein als Begren-

zung erleben und sowieso für Mädchen* und für sich selbst darüber hinaus leben, denken und handeln wollen. Mädchen* sollten stets aus den gesellschaftlichen Begrenzungen herausgeführt werden, während Junge*-Sein in vielen Formen der Jungen*arbeit als Bezugspunkt genügte. Außerdem gilt: reaktionäre Ansätze in der Jungen*arbeit sind dominanter als jene in der Mädchen*arbeit, sodass der Bezug auf Mehrgeschlechtlichkeit, auf Diskontinuitäten in geschlechtlichen Zuweisungen und die Chancen von Transgender in Mädchen*arbeiter*innen-Räume mehr Gewicht erhält. Dennoch führt die notwendige Auseinandersetzung zu einem identitären Dilemma, denn die Identitätspädagogik Mädchen*arbeit gerät damit qua Namen schon in eine Sackgasse. Diversität in der Mädchen*arbeit zuzulassen, müsste bedeuten, der Praxis der Mädchen*arbeit neben Geschlecht neue Bezugspunkte zu bieten, die sich nicht allein auf die soziale Kategorie Mädchen* beziehen. Deshalb ist Transgender für die geschlechtersensible Pädagogik und Bildung eine produktive Herausforderung. Für die Mädchen*- und Jungen*arbeit entstehen so in Theorie und Praxis erste „Knoten im Kopf“. Wenn Mädchen*arbeit sich für geschlechtliche Vielfalt öffnet, so bedeutet das nicht, die Praxis als solches fallenzulassen, sondern sich zu überlegen, wo der Bezug auf die Kategorie Geschlecht wie sinnvoll erscheint. Beispielsweise erscheint sie in der Regel sinnvoll, wenn es um Gruppen für junge Lesben geht, wenn es um Betroffene von sexualisierter Gewalt geht, wenn es um Schutz vor Gewalt geht und wenn Mädchen* sagen, dass sie unter Mädchen* sein wollen. Sie macht wenig Sinn, wenn es um dauerhafte geschlechtliche Räume geht, die nur aus Prinzip von Männlichkeiten* freigehalten werden, obwohl diese in männlichen* Personen, in Eigenschaften, in Zuschreibungen und Bewertungen stets präsent sind (vgl. Pohlkamp 2010). Hier ist Entwicklungsarbeit für die Mädchen*arbeit angezeigt.

Unterdrückung.

Mädchen*- und Frauen*geschichte und die Geschichte von geschlechtlich nonkonformen Geschlechtern ist eine Geschichte der Auslassungen, des Vergessens und der Unterdrückung. Mädchen* und Frauen* mussten für Rechte, Anerkennungen und Gleichberechtigung kämpfen, - nie wurde ihnen etwas geschenkt. Geschlecht ist eine soziale Kategorie, der die Grundlage der Gleichbehandlung formal zusteht, denn in Deutschland ist die Gleichbehandlung formal rechtlich verankert. Heute muss es ein Anliegen der Mädchen*arbeit und der geschlechtersensiblen Pädagogik sein, die Historie aller Geschlechter wach zu halten und anzuerkennen, sodass heute selbstverständlich erscheinende Verbesserungen in Bezug auf die Geschlechterverhältnisse, ähnlich wie andere Kämpfe um Gleichbehandlung und Anerkennung (Civil rights movement, Arbeiter*innenbewegung), nie aus Vernunft von einer politischen oder ökonomisch herrschenden Klasse, Schicht, Regierung gewährt wurden. Mit dem Blick auf die Historie von Unterdrückung, gemeinsamer Solidarisierung und dem Widerstand gegen Vereinzelung und Individualisierung von geschlechtsspezifischen Verletzungen und Gewalt, ist die geschlechtersensible Pädagogik und Bildung aufgerufen, sich diese Veränderungen bewusst zu machen, um für die Ziele von Solidarität und Gleichbehandlung aller Geschlechter mit einzutreten. Der Ausgangspunkt dieser Überlegungen zeugt bereits davon, dass ein zentraler Baustein von geschlechtersensibler Pädagogik und Bildung stets im gesellschaftspolitischen Alltagserleben und in der Politik zu suchen ist. In der Hoffnung auf verbessernde Lebensumstände aller Geschlechter und aller sexuellen Orientierungen, ist geschlechtersensible Pädagogik stets in ein System der Dekonstruktion von Unterdrückung, mit dem Ziel ihrer Überwindung anzusiedeln.

Vorbilder. Vertrauen. Vergewaltigung. Verletzung.

Wozu brauchen wir noch Vorbilder in einer individualisierten Welt? Sind die Pädagog*innen geschlechtersensibler Pädagogik überhaupt Vorbilder? Sind sie Wegweiser*innen, entfernte Bekannte mit guten Tipps, Zweckpartner*innen in der Not oder sogar Vertraute? Schwer zu beantworten, finde ich. Wichtig ist jedenfalls, dass in der Beziehungsarbeit Vertrauen einen hohen Stellenwert in der Begegnung einnimmt. Allerdings ist von ebenso hoher Wichtigkeit, dass Vertrauen nicht missbraucht wird. Es gilt auf Seiten der Pädagog*innen zwischen dem erziehungswissenschaftlichen, fachlichen Anspruch, den Bedürfnissen der Kinder und Jugendlichen und dem gesellschaftlichen Auftrag eine Balance zu finden. Das ist insofern eine schwierige Aufgabe, da die geschlechtersensible Pädagog*innen es sich zur Aufgabe gemacht haben, (geschlechtsbezogene) Gewaltverhältnisse zu thematisieren. Themen wie Vergewaltigungen, Grenzverletzungen, häusliche Gewalt und Sexismen werden beleuchtet und individuelle Erfahrungen erhalten ihren Raum. Hier steht die Parteilichkeit für die verletzten und verletzlichen Personen im Mittelpunkt.

Wirklichkeiten, Wissenschaft, Wegweiser

Mädchen*arbeiter*innen fühlen sich immer wieder als – Achtung Wiederholung – Vorbilder. Sie sind Teil der Wirklichkeiten von Mädchen* und können so Wegweiser für deren Leben sein. Doch so unterschiedlich wie die Mädchen* sind, so unterschiedlich sind auch Mädchen*arbeiter*innen und sie sind nicht unfehlbar. Das betrifft auch das Diversifizieren im pädagogischen und sozialarbeiterischen Feld, weil das Verhältnis von Politik und Pädagogik vielen unbekannt ist. Selbst Erkenntnisse aus Forschung und Wissenschaft bleiben ausgeblendet, auch weil sich die geschlechtersensible Perspektive auf Bildung, Geschlecht und Erziehung leider nicht im Querschnitt hat durchsetzen lassen.

Was lernen wir daraus? Wegweiser vielfältigen, Ziele trotzdem erarbeiten und Mädchen*forschung und Forschung für Geschlechter- und Diversitätsperspektiven in der Pädagogik und Bildung durchführen. Traut Euch, forscht zu Euren Projekten – im Kleinen und im Großen.

XY-Chromosom - der Mann oder was?

Das ist so ein Ding mit den Chromosomen. XY sollen sie haben, die Jungen* bzw. die Männer*, so die herrschende medizinische Wissenschaft. Vielerorts ist die These bereits widerlegt worden, aber sie hält sich wacker. Die Jungen* und die Männer* waren lange Zeit das Vergessene, das gewollte Vergessene, das aktiv Ausgeschlossene, das Andere, das Fremde in der Mädchen*arbeit. Doch nein, Zeiten ändern sich. Diese Pauschalität wird gerade vom ethnisierten, rassifizierten Fremden abgelöst, - einer Figur, die nie weg war, die aber neuen Aufschwung erlebt und das – so scheint es leider – nachhaltig – „nach Köln.“ Und auch in der Mädchen*arbeit verunsichern rassistische Stereotype Mädchen*arbeiter*innen unterschiedlichster Herkunft im Kontakt mit Mädchen*, mit Jungen*, mit Kolleg*innen. Begleitungen, Supervisionen und Qualifizierungen fehlen, um sich mit der Komplexität dieses rassistischen und frauen*feindlichen, ja sexistischen Diskurses auseinanderzusetzen.

Zuhören, Zeit und Zukunft

Das Z steht für Zuhören. Zuhören ist ein Schlüssel für Erkenntnisse, für die Begegnung und für geschlechtersensible Pädagogik. Zuhören als Methode setzt das Zeit haben voraus. Zeit zu haben, anderen Menschen Zeit zu schenken. Zeit zu bieten, ist heute eines der zwischenmenschlichsten Geschenke, die im Alltag, aber ebenso in der Pädagogik (und in Pflege, in Medizin, in Familien etc.) geboten werden können. Sie ist ein rares Gut. Queer-feministische Pädagogik und Bildung setzt sich dafür ein, dass Begegnungen nicht im

Zeitraffer geschehen müssen, sondern dass ein Stück Weg zusammengegangen wird. Es gilt, den Blick in die Zukunft zu wagen, in der sich weniger Diskriminierung, weniger Ausgrenzungen, weniger Gewalt gegenüber Menschen zeigen kann. Dazu einen Beitrag zu leisten, ist die Aufgabe geschlechtersensibler, queer-feministischer Pädagogik, Erziehung und Bildung.

Eine andere Möglichkeit, ein queer-feministisches Dossier für die Mädchen*arbeit zu erstellen, wäre es, für jeden Buchstaben berühmte Persönlichkeiten zu benennen, die sich für die Gleichstellung aller Geschlechter, gegen Gewalt und Unterdrückung und/oder für geschlechtliche und sexuelle Vielfalt und Gleichberechtigung eingesetzt haben. Summend wandele ich denkend nach Hause. – Aretha Franklin, bell hooks, Leslie Feinberg...

*Dieser Artikel erschien erstmalig in der Schriftenreihe der LAG Mädchen und jungen Frauen in Sachsen e.V./ Fachstelle für Mädchenarbeit und Genderkompetenz in der Schriftenreihe / Rundbriefe zur Mädchen*arbeit und Genderkompetenz in Sachsen 27/2015, Intersektionalität und Queer.*

Der vorliegende Artikel ist geringfügig von der Autorin geändert. Mehr Infos unter: www.maedchenarbeit-sachsen.de/texte/seite.php?id=27530

Literatur

Adorno, Theodor W. (1984 (1951)): *Minima Moralia. Reflexionen aus dem beschädigten Leben*, Suhrkamp: Frankfurt/M.

Butler, Judith (1991): *Das Unbehagen der Geschlechter*, Suhrkamp: Frankfurt/M.

Butler, Judith (1997): *Körper von Gewicht: die diskursiven Grenzen von Geschlecht*, Suhrkamp: Frankfurt/M.

Crenshaw, Kimberlé (1989): *Demarginalizing the Intersection of Race and Sex – A Black Feminist Critique of Antidiscrimination Doctrine, Feminist Theory and Antiracist Politics*, in: *The University of Chicago Legal Forum*, 139-167.

Hark, Sabine; Villa, Irene (2015): *Anti-Genderismus. Sexualität und Geschlecht als Schauplätze aktueller politischer Auseinandersetzungen*, transcript: Bielefeld.

Hoffman, Mary; Asquith, Ros (2010): *„Du gehörst dazu. Das große Buch der Familien“*, Sauerländer: Mannheim.

Lindeskov Andersen, Karin (2015): *Hamburg-ABC*, Junius: Hamburg.

Lobe, Mira; Weigel, Susi (2016): *Das kleine Ich bin ich – arabisch, farsi, deutsch*, Jungbrunnen: Wien.

Pohlkamp, Ines (2010): *TransRäume. Mehr Platz für geschlechtliche Nonkonformität!*, in: Busche, Mart; Maikowski, Laura; Pohlkamp, Ines; Wesemüller, Ellen (Hg.) *Feministische Mädchenarbeit weiterdenken. Zur Aktualität einer bildungspolitischen Praxis*, Transcript: Bielefeld.

Wallner, Claudia (2005): *Feministische Mädchenarbeit. Vom Mythos der Selbstschöpfung und seinen Folgen*, Klemm & Oelschläger: Münster.

Werner, Florian (2015): *Schnecken. Ein Portrait*, Matthes & Seitz: Berlin.

Winkler, Gabriele; Degele, Nina (2009): *Intersektionalität – Zur Analyse sozialer Ungleichheit*, Transcript: Bielefeld.

Autor*in

Ines Pohlkamp, Sozialpädagog*in & Kriminolog*in, Dr.*in, lebt in Bremen, Gender Institut Bremen, www.genderinstitut-bremen.de, Politische Bildungsreferent*in Bildungsstätte Bredbeck, www.bredbeck.de, Referent*in für intersektionale Bildung, geschlechter- und diversitätssensible Pädagogik und Social Justice, Mitherausgeberin*in von „Feministische Mädchenarbeit weiterdenken....“ (2010) & Autorin von „Genderbashing. Diskriminierung und Gewalt an den Grenzen der Zweigeschlechtlichkeit“ (2015) Kontakt: pohlkamp@genderinstitut-bremen.de



Sybille Hamann

Der gesellschaftliche Auftrag der Offenen Jugendarbeit zur Geschlechtergerechtigkeit

Ich möchte mit einem Video beginnen, das Sie alle kennen. Wahrscheinlich kennen. Immerhin haben es 4 Millionen Menschen gesehen, ich nehme an, hier sitzen die Medienaffineren unter den Österreicher_innen, sowie jene, die überdurchschnittlich an Jugend-Themen interessiert sind, also geh ich davon aus, dass Sie es gesehen haben.

Darin zu sehen: Keine Offene Jugendarbeit. Ein Mädchen, das von drei anderen Mädchen sowie einem Burschen mehrere Minuten lang verprügelt wird, und eine Handy-Kamera wird draufgehalten. Das Mädchen hat am Ende einen Kieferbruch. Und alle diskutieren darüber, sind erschüttert, streiten, seufzen, sind wütend. In der Kantine, in der U-Bahn, am Küchentisch, in den sozialen Medien.

Wo so viel Emotion ist, lohnt es sich meistens genauer nachzuschauen, warum. Wenn uns etwas total nahegeht, ist meistens etwas passiert, das über den Anlassfall hinausweist, man sagt: es hat einen Nerv getroffen. Schauen wir einmal genauer nach, welcher Nerv das sein könnte, und was das mit unserem Thema – Jugendarbeit und Gender – zu tun hat.

Ist es das Ausmaß der Brutalität? Sicher nicht. Von der Sache her: Nichts Besonderes. Jugendliche, die sich zu Banden zusammenrotten und zuschlagen gab es wahrscheinlich schon in der Steinzeit. Die Capulets und die Montagues bei Romeo und Julia von Shakespeare. Die Gangs of

New York im Film von Martin Scorsese. Die Bloods und Crips in Downtown L.A., die Verwirrungen des Zöglings Törleß bei Robert Musil, oder der Schüler Gerber. Manchmal kämpfen Banden gegeneinander, manchmal gibt es ritualisierte Gewalt innerhalb der Gruppe, als Mutprobe, Aufnahme-ritual, als Ritual, das die Gruppe zusammenschweißt gegen außen, oder die Hierarchien innerhalb neu ordnet.

Keine Sache Ihrer Klientel allein – es kommt auch in den besten Kreisen vor. Denken Sie an die Aufnahme-rituale an US-Colleges, oder bei Studentenverbindungen in Großbritannien. Oder ans Mensurfechten bei deutschen Burschenschaften – im Prinzip nichts anderes als ritualisierte Bandengewalt, mit der die Zugehörigkeit zu einer Gruppe bekräftigt wird. Es bleiben sichtbare, manchmal auch körperliche Spuren. Manchmal trägt das Opfer diese Narben mit Stolz. Nicht die Gewalt also. Was dann? Ich hab drei Aspekte gefunden, die neu und besonders symptomatisch für die Gegenwart und ihre ganz speziellen Konflikte und den Stand der Dinge zwischen Mädchen und Burschen sind.

Erstens: Wir sehen hier Mädchen als Täterinnen. Wenn Mädchen im Zusammenhang mit Gewalt vorkommen, sind sie meist die Opfer. Wenn sie Täterinnen sind, dann normalerweise nicht mit roher körperlicher Gewalt, sondern Psychoterror, Mobbing, psychischer Gewalt. Wenn schon Gewalt, dann normalerweise eine Affekthandlung – Notwehr, Eifersucht, Zorn. Aber kontrollierte körperliche Gewalt, als Unterwerfungsritual, als Austesten von Rangordnungen und Hierarchien, das war bisher eine Burschendomäne. Noch stär-

kerer Tabubruch: Die Chefin ist ein Mädchen, und sie überredet einen Burschen, ein Mädchen zu verdreschen („machs für mich, Schatzi. Zeig mir, was du kannst, mein Verlobter“). Das darf man nicht in einem patriarchalen Kontext, nicht in Österreich, nicht in Tschetschenien, nirgendwo, das ist ein eklatanter Bruch des Rollenarrangements, und je patriarchaler die Gesellschaft, desto heftiger ist dieser Regelbruch als Tabubruch empfunden. Der Bursch, übrigens mehrfacher Außenseiter – Tschetschene, nach einem Unfall behindert, kleinwüchsig - sagt das selbst. „Ich war total verwirrt. Ich wusste nicht, was ich machen soll.“.

Zweitens: Die eigentliche Gewalttat, der Schlag, der Kieferbruch in real life ist erst ein kleiner Teil der Geschichte. Eine Art Stichwortgeber. Der wesentliche Teil der Geschichte findet erst nachher statt, auf der nächsten Ebene quasi, durch die Verbreitung der Tat im Netz, im Kommentieren, und in den sozialen Belohnungs- und Bestrafungsprozessen, die sich in Social Media abspielen. Nicht der Schlagabtausch in Kagran bestimmt darüber, wer am Ende als Sieger_in und Verlierer_in vom Platz geht, sondern das, was auf dieser zweiten Ebene passiert. Wer mobilisiert das Rudel, und in welche Richtung bewegt es sich. Nachher findet eine zweite Jagd statt, auf die Täterinnen, da gibt es plötzlich neue Täter, und die bisherigen Täterinnen werden zum Opfer. Umgekehrt – das Opfer kann zum Star werden (Titelblätter, Bewunderung, Mitleid, neue Beschützer. „Du bist das tapferste Mädchen der Welt“, sagt eine TV-Reporterin, und eine Staranwältin steht vor der Tür und will ihr Schmerzensgeld erstreiten. Eine Agentur will sie zum Model machen.) Happy Slapping – das es schon länger gibt - plus Shitstorm und/oder Cybermobbing. Das ist in der Kombi ein gewaltiger (gewalttätiger) Mechanismus, von seiner Kraft sind wir alle noch etwas überfordert, wir Erwachsene sowieso und auch die Kids selber. Es ist aber symptomatisch dafür,

wie Jugendliche heute ihre Beziehungen erleben. Welche Genderregeln hier, im anderen Leben gelten, ist noch nicht ausverhandelt – es spricht aber einiges dafür, dass hier noch ziemlich wilder Westen herrscht, im Vergleich zu real life, nur haben wir das noch nicht so ganz im Blick.

Drittens: Patricya, das Opfer, kommt aus Polen. Der einzige Bursch, der im Video vorkommt, Abu, ist ein Tschetschene. Der Bursch, der das Opfer nachher im Spital beschützt, ist auch Tschetschene. Im Video kommen zahlreiche Referenzen auf den Islam vor, obwohl der in der Sache selbst gar keine Rolle spielt - „Sie hat das Kopftuch runtergezogen, demolier sie“, sagt die Anführerin, um den Burschen anzustacheln. Sie fühlt sich in Abu und sein Koordinatensystem hinein und sucht einen Trigger, um ihn zum Zuschlagen zu bewegen. Bestraft wird das alles später, in postings mit Worten wie „steinigen!“. Und mit zahlreichen Bezugnahmen auf die „Ehre“.

Was erkennen wir hier? Die Welt der Jugendlichen existiert nicht mehr ohne Migrationshintergrund, in Wien zumal, wo die Hälfte zuhause eine andere Sprache spricht. Die Welt der Jugendlichen ist der Welt der Erwachsenen auch in diesem Feld weit voraus, und testet einiges aus, das erst langsam in den Mainstream der Gesellschaft findet. Wie präsent der Islam im Leben der jungen Menschen längst ist. Einerseits ganz körperlich- faktisch: an den öffentlichen Orten, Venedigerau, Westbahnhof, Einkaufszentren, Parks. Dort sind im Moment sehr viele muslimische Jugendliche, verstärkt noch durch die unbegleiteten geflüchteten Jugendlichen. Andererseits auch im Wortschatz: „Burka“ und „steinigen“ und „Kopftuch“ und „Ehre“ sind universell präsent und bestimmen den Diskurs, nicht nur in der Brennpunktschule. Auch bei meinem zehnjährigen, behüteten, nerdigen Kind im Gymnasium, seine Sitznachbarin ist Tschetschenin, in seinem Boxclub sind Türken,

und die Terminologie, der Ehrbegriff, ist über YouTube längst in seinem Kopf.

Geht es hier um den Islam als Religion? Nein. Es sind bloß Bruchstücke daraus, manchmal zur Provokation verwendet, manchmal zur Identifizierung, manchmal zur Abgrenzung, meistens ganz pragmatisch zweckgerichtet eingesetzt. Die Jugendlichen machen damit dasselbe, was auch die Politik macht – sie benützt die Teile. Mit dem Unterschied zur Politik: Muslimische und nicht-muslimische Kids sind miteinander tatsächlich in täglichem Kontakt. All die Islam-Referenzen haben natürlich einen starken Gender-Aspekt, weil sich der Ehrbegriff häufig über Geschlechtliches, Rollen, definiert.

Zusammenfassend drei neue Felder also: Mädchen in der Führungsrolle, Social Media als eigentliche Wirklichkeit und der Islam und seine ständige Präsenz. All das zeigt uns das Video. Es hat klick gemacht: Wir haben ein paar Entwicklungen plötzlich deutlich gesehen, die uns bisher nicht so bewusst waren. Deswegen hat es so heftige Reaktionen hervorgerufen. Ich vermute, Sie haben in der Jugendarbeit mit solchen Szenen häufig zu tun. Ich gehe jetzt weg vom konkreten Anlass – und möchte das einordnen in einen größeren Zusammenhang. Wo steht die Gesellschaft in Bezug auf die Genderfrage? Vor allem: Welche Botschaft sendet sie an die Jugendlichen aus? Was will die Gesellschaft von ihnen, welchen Platz weist sie Burschen und Mädchen und allen anderen zu, was wünscht sie sich von ihnen, was belohnt sie, was bestraft sie, welche Missverständnisse und Konfliktfelder gibt es? Ich glaube, es ist wichtig, dass Sie darüber nachdenken, denn Sie sind ja eine Art Stellvertreter_innen der Gesellschaft, in Ihrer Arbeit. Und wie Sie wahrscheinlich auch in Ihrer Arbeit merken, sind Jugendliche sehr sensibel dafür, wenn etwas nicht zusammenpasst, in dem was die

Gesellschaft ihnen sagt. Vielleicht am besten, wir deklinieren das einmal durch.

Zuerst aus der Perspektive eines Mädchens:

Ich versuche, mir vorzustellen, ich bin ein Mädchen. Ich war natürlich einmal eines, aber das ist heute definitiv anders als vor 35 Jahren.

Erstens: Ökonomisch. Wenn ich heute ein Mädchen bin, habe ich von klein auf, von meiner Mutter, meinen Tanten, selbstverständlich mitbekommen, dass es zur Erwerbstätigkeit keine Alternative gibt, um menschenwürdig zu leben, aber dass man sogar mit Erwerbstätigkeit auch nicht immer würdig leben kann. Das Ernährermodeill ist tot. Es wird keinen Mann geben, der einen dauerhaft versorgen wird. Jede Familie braucht mindestens zwei Einkommen, und auf den Bestand von Familien kann man sich nicht verlassen. Das kriege ich auf jeder Wohlstandsebene vorgeführt, egal wo ich zufällig hineingeboren bin. Ganz unten, wenn meine Eltern nur einen Pflichtschulabschluss haben, ist mein Vater mit größerer Wahrscheinlichkeit arbeitslos als meine Mutter. Früher hat man noch gesagt: das Niedriglohnsegment gehört den Frauen. Inzwischen gibt es auch ein Niedriglohnsegment für Männer (Boten, Transporte). Dieses ist eventuell noch prekärer, und im Unterschied zu den Pflegeberufen auch noch ohne Zukunftsperspektive. Selbst wenn ich in bürgerlichem Milieu aufwache, habe ich das Scheitern des Ein-Ernährerfamilien-Modells mit hoher Wahrscheinlichkeit mitbekommen – und schaue jetzt einer Mutter zu, die sich entweder mit 45 Jahren zurück in einen Arbeitsmarkt beißen muss, der nicht auf sie gewartet hat, oder die sich in einen erbitterten Krieg um Alimente mit dem Ex-Mann verbeißt. In dieser Generation wird erstmals klar ausgesprochen: Mädchen, du bist ökonomisch auf dich allein gestellt, keiner wird dich versorgen, im Alter

erst recht nicht, alles andere ist Romantik. Grundsätzlich ist diese Botschaft gut so (besser zumindest als das Gerede von Wahlfreiheit, Verschleierung von Abhängigkeit).

Zweitens: Role Models. Da gibt es für Mädchen eine unendliche Vielfalt. So groß wie nie zuvor. Das ist tatsächlich ein historischer Metatrend, der nicht mehr rückgängig zu machen ist. Von den Geschlechtshormonen her kannst du alles, bis hin zur Kanzlerin. Und für mich als Mädchen gibt es wahrscheinlich, vom Kindergarten bis zur Uni, immer jemanden, der mich ermutigt, es in nicht-traditionell weiblichen Rollen zu versuchen. Im Kindergarten werden Mädchen ermutigt, den Hammer in die Hand zu nehmen. In den Kinderbüchern sind burschikose Mädchen die Stars. Bei den Girls Days ermutigt man sie zur Tischlerlehre, für technische Lehrberufe und technische Studien.

Dies schaut aus Mädchensicht aus wie eine Art Rutsche, die einem ständig gezeigt wird, ohne dass man genau wüsste, warum es sie überhaupt gibt. Man zögert, das anzunehmen, denn man hat ja noch keine Diskriminierungserfahrung gemacht. Mädchen, grad wenn sie selbstbewusst sind und tatsächlich an ihre Fähigkeiten glauben, wollen nicht das Gefühl haben, bevorzugt behandelt zu werden.

Früher wollte man in der HTL, in der Lehre, nicht das einzige Mädchen sein. Jetzt will man sich nicht nachsagen lassen, dass man bevorzugt wurde, man will keine „Quotenfrau“ sein, Diffamierung hat ganze Arbeit geleistet. Das Ergebnis ist fast dasselbe – nämlich, dass Mädchen im Zweifelsfall häufig doch wieder in ihren Nischen bleiben.

Drittens: Wem gehört die Öffentlichkeit? Früher wurden Mädchen aus dem Park verscheucht, wenn die Burschen kamen. Es wurde als ungehörig empfunden, wenn Mädchen sich auf öffentlichen Plätzen allzu selbstverständlich breit mach-

ten. Das musste bestraft werden.

Hier passiert das nicht mehr, im öffentlichen Raum. Aber ähnliches passiert in Social Media, und wir beginnen erst wahrzunehmen, dass es dort ebenfalls Mädchen sind, die bestraft werden. Wenn sich ein Mädchen in diesem Raum zu viel Platz anmaßt, zu raumgreifend auftritt, wird es häufig zurechtgewiesen, bloßgestellt, erniedrigt, an seinen traditionellen Platz gescheucht, wie eine lästige Fliege, und niedergemacht. Solche Geschichten sind ein Schuss vor den Bug, eine Art Warnung an alle, den Kopf zu weit herauszustrecken: Schau, was wir mit dir machen.

Tragik: Die Mütter haben das wahrscheinlich gar nicht gemerkt, weil sie zu dieser Arena keinen Zugang haben. Auch solche Erfahrungen treiben einen Keil zwischen die Generationen. Mütter meinen: Eh alles ein sicherer Ort dort draußen, der Feminismus hat gewirkt. Mädchen spüren: Es gibt neue unsichere Orte und Methoden uns zu bestrafen und zurechtzuweisen, aber dort ist keiner, keine Mütter, kein Feminismus, gar nichts. Ungeschützt.

Viertens: Ich bin als Mädchen in der Schule wahrscheinlich fast nur von Pädagoginnen umgeben von klein an. Das ist einerseits ok, weil es ja oft gute Pädagoginnen sind. Aber es macht mich auch misstrauisch: Was ist mit der Vielfalt von Rollen, die von dieser Generation gepredigt werden, wenn die Frauen aus derselben Generation mir ständig, klassisch weiblich, als Pädagoginnen gegenübertreten?

Dass man unbewusst „Ähnliches“ fördert, Ähnlichkeit mit Beförderung und guten Noten belohnt, und dass das in der Arbeitswelt bisher Männern zugutekam, wissen wir aus der Forschung. Ähnliches passiert wahrscheinlich auch im Klassenzimmer – Mädchen kriegen bessere Noten, weil sich eine Lehrerin eher – unbewusst – in ihnen

wiedererkennt. Es werden auch andere Faktoren belohnt als die objektivierbare „Leistung“, nämlich Fleiß, Ordentlichkeit, Sozialverhalten, Kommunikation, und wir sind das inzwischen gewöhnt. Paradox kam dann beim standardisierten Med-Uni-Aufnahmetest eine Art Realitätsschock: die Leistungen der Mädchen sind plötzlich schlechter als jene der Buben. Wie ist das möglich? Es gibt mehrere Faktoren. Mädchen wird gesagt, dass sie besser sind, als sie eigentlich sind. Das, wofür sie in der Schule belohnt werden (Ordentlichkeit, Fleiß, Sozialverhalten) zählt aber in der Arbeitswelt plötzlich nicht mehr bzw. wird nicht selbstverständlich mit Bezahlung oder Aufstieg belohnt. Es wird quasi das Spielfeld gewechselt, auf dem plötzlich andere Regeln gelten. Das kann man ein nicht eingehaltenes Versprechen nennen, ein In-die-Irre-führen, das zu Frustration führt.

Fünftens. Körperlich. Da gibt es eine ganz extreme doppelte Botschaft. Einerseits höre ich als Mädchen ständig, dass ich so sein soll, wie ich will. Es ist ok, wenn ich burschikos bin. Es ist ok, wenn ich weibchenhaft bin. Es ist ok, wenn ich mich nicht entscheiden kann, das ist manchmal sogar schick. Es ist ok wenn ich dünn bin. Es ist ok, wenn ich dick bin. Ich darf deswegen nicht gehänselt werden. Und tatsächlich wird wahrscheinlich viel weniger gehänselt als früher.

Aber deswegen ist die Gesellschaft nicht barmherziger geworden, ganz im Gegenteil. Eine Frau darf, siehe Conchita, zwar heute einen Bart im Gesicht haben, aber wehe, sie hat unrasierte Beine. Das Schicksal, die Natur, ist kein Verbündeter mehr, auf den man sich ausreden und sich damit abfinden kann. Die Nase, die Pickel, die Zähne - alles, was du bist, ist Ergebnis deines Verhaltens, es ist alles deine Entscheidung, denn alles ist ja theoretisch gestaltbar, veränderbar. Das heißt auch: Jeder Makel, der bleibt, jeder schiefe Zahn, jedes Fettpolster ist deine sichtbare Schuld, dein sichtbares Versagen.

Aber wenn du dir zu viel Gedanken über Äußerlichkeiten machst, ist das auch wieder verdächtig. Ein cooles Mädchen bist du erst, wenn du den Eindruck vermittelst, es sei dir wurscht – und trotzdem alles perfekt ist. Doublebind.

Sechstens. Ein ähnlicher Doublebind existiert auch, was sexuelle Selbstbestimmung betrifft. Sexuelle Selbstbestimmung ist tatsächlich bei den Jugendlichen angekommen. Dass man Nein sagen kann, dass man Grenzen respektiert – eine Selbstverständlichkeit, die schon im Kindergarten gelernt wird. Sexuelle Selbstbestimmung von Frauen ist mittlerweile ja auch etwas, das sich „die Rechten“ auf die Fahnen schreiben.

Aber wenn ein Mädchen wirklich ihre Sexualität frei auslebt und sich nimmt, was es will, dann tritt ein archaischer Mechanismus in Kraft, der so alt ist wie das Patriarchat, und heute halt „Slutshaming“ heißt. Doublebind ist schwierig genug für Mädchen mit liberalen Eltern. Aber für jene Mädchen, die aus patriarchalen, konservativen Familien kommen, macht es das alles noch einmal schwieriger. Wenn draußen angeblich die sexuelle Selbstbestimmung von Mädchen selbstverständlich ist, dann kann man die Mädchen ja eigentlich gar nicht mehr rauslassen, weder in die Schule noch nachmittags ins Jugendzentrum, noch auf die Landschulwoche. Ich kenne das z. B. von Familien, die eben aus Syrien gekommen sind, neben dem Sex-Shop oder dem Straßenstrich wohnen und hier Zusammenhänge dazu herstellen, was sie über sexuelle Freiheit in Westeuropa gehört haben (und was sie vielleicht auch in Online-Pornos gesehen haben). Die sind unsicher, überfordert, spüren, dass da etwas von ihnen erwartet wird, das sie nicht verstehen, und für das sie nicht bereit sind. Und im Zweifelsfall bleiben die Teenagermädchen halt zu Hause. Sagen selber, sie wollen lieber zu Hause bleiben. Machen nicht einmal die Ausbildung, die sie machen könnten,

weil da könnte ja auch etwas passieren – mit allen Folgewirkungen und Konflikten, die das nach sich ziehen wird. Sie werden das kennen aus der Mädchenarbeit.

Versuchen wir Ähnliches mit den Burschen. Ich versuche mir vorzustellen, ich bin ein männlicher Teenager: Auch hier beginnen wir mit der Ökonomie.

Erstens: Historisch gesehen, kann ich nicht anders – ich weiß, ich bin, relativ gesehen, auf dem absteigenden Ast. Die Generation meiner Väter und Großväter konnte sich noch auf den Bildungsvorsprung verlassen und auf die Wirkmächtigkeit der traditionellen Rollenmuster, dass man mit einem gewissen Vorsprung ins Rennen geht und Frauen aus verschiedensten Gründen von einem abhängig sein werden. Für mich wird das nicht mehr gelten, das hab ich von klein auf mitbekommen. Burschen heute sind damit aufgewachsen, dass sich die Möglichkeiten verengen, während sie sich für ihre Schwestern ausweiten. Sie sehen ihre Arbeiterväter arbeitslos oder in prekären Jobs.

Dieser relative Abstieg wird als Benachteiligung erlebt. Man erlebt Frauen als Konkurrenz, und ahnt, dass man eventuell den Kürzeren zieht. Ganz konkret stimmt es im Einzelfall ja: Wenn ein Lehrgang ein ausgeglichenes Geschlechterverhältnis will, und es melden sich weniger Mädchen, werden verhältnismäßig mehr Mädchen aufgenommen. Im Jugendkolleg (Flüchtlingsbereich) wurde jedes Mädchen genommen (weil es ja viel weniger gibt), bei den Burschen nur jeder vierte. Mein syrisches Ehepaar zum Beispiel – sie haben in derselben Abteilung bei der Telekom gearbeitet. Sie kriegt hier jetzt ein Technikstudium finanziert, er nicht. Es ist ganz einfach: Jede Chance, die eine Frau kriegt, kriegt ein Mann weniger.

Objektiv muss man auch sagen, darauf hat der Elitenforscher Hartmann hingewiesen: Überall, wo es Quoten für Geschlechter gibt, oder zumindest auf ein ausgeglichenes Geschlechterverhältnis geschaut wird, geht das häufig zu Lasten der sozialen Durchlässigkeit, je nach Klassenherkunft. Kurz gesagt: Quoten nützen tendenziell Frauen mit gehobenem sozialen Status. Die ersten, die dabei ins Hintertreffen geraten, sind Männer mit niedrigem sozialem Status. Der Aufstieg aus der Arbeiterklasse, aus unterprivilegierten Verhältnissen, ist schwer genug, für Buschen aus dieser Klasse ist es in Zeiten von Geschlechterquoten noch einmal schwieriger.

Zweitens: Man empfindet das als unfair, und so handelt und redet man auch: Benachteiligungsdiskurs. Schon in der Volksschule: „Die Lehrerinnen sind immer ur gemein zu den Buben“. Mädchen haben die besseren Noten, werden von den Lehrerinnen häufiger gelobt, seltener bestraft. In den Medien kommen Burschen ständig als „Problemgruppe“ vor – lauter, schwieriger, brauchen mehr Aufmerksamkeit, Bewegung, lesen weniger, kommunizieren weniger, brauchen mehr Nachhilfe, werden häufiger mit ADHS diagnostiziert, mit Ritalin behandelt. Da fühle ich mich wie ein Störfall in einer homogenen, weiblich dominierten Umgebung.

Und sie sehen an den älteren Männern, dass es nicht besser wird: auch die sind häufig beleidigt, beschweren sich, werden krank, flüchten in eigenbrötlerische Hobbies, trinken, lassen sich gehen. „Ich hab ja eh keine Chance“, sag ich dann. Die Konsequenz: frustrierter Ausstieg und Verweigerung. Die NEETs sind mehrheitlich männlich. „Es bringt ja eh nichts, also muss man erst gar nicht anfangen. Es braucht mich ja eh keiner, der Arbeitsmarkt nicht und die Frauen brauchen mich auch nicht. Dann scheiß ich drauf.“

Drittens: Kränkung ist ein mächtiges, starkes

Gefühl. Das weiß man aus Beziehungskonflikten. Und man weiß es inzwischen auch aus der Politik. Spätestens seit dem Trump-Sieg in Amerika, den er – nicht nur, aber auch - den Angry White Men zu verdanken hat. Aber man hat das auch hierzulande schon lang ablesen können. Wenn ich ein männlicher Erstwähler bin, mit 16, hab mich mit hoher Wahrscheinlichkeit FPÖ gewählt.

Ich erinnere mich an eine Reportage in der Berufsschule vor einigen Jahren, wo mir der Zusammenhang zwischen der Genderfrage und Parteipolitik erstmals so richtig bewusst geworden ist. Aufgefallen ist mir zunächst der inbrünstige Hass, mit dem die Burschen über die Grünen und insbesondere über Eva Glawischnig schimpften – die will ihnen das Auto verbieten, das Rauchen, das Computerspielen, „wenn ich die schon sehe, da krieg ich solche Kabeln.“. Bis ich draufgekommen bin, dass Eva Glawischnig, eine 45jährige Frau, nicht nur die Grünen und deren Politik verkörpert, sondern gleichzeitig noch vieles andere: Das ist auch die Mutter, die Lehrerin, die Chefin, die ganzen als mächtig wahrgenommen Frauen, die diesen Burschen von klein auf sagen, was ihnen alles nicht an ihnen passt. Die ihnen ständig das Raufen verbieten und das Handy wegnehmen wollen, und wollen, dass sie was Gesundes essen. Jetzt will ich an ihnen Rache nehmen. Zorn, Zerstörungsphantasien.

Viertens: Role Models. Da tut sich, speziell im Vergleich zu den Mädels, eine riesige Leerstelle auf. Was die Vielfalt betrifft, ist es bei den Männern nämlich Wüste. Mädchen, die sich in weiblich definierten Rollen ausprobieren wollen, finden garantiert wen, an dem sie sich anlehnen können, von der coolen burschikosen Karate-Lehrerin bis Angela Merkel. Buben, die sich in unmännlichen Rollen üben wollen, finden kaum wen. Sogar bei uns im Haushalt, als mein Sohn einmal im Kleid in den Kinderarten gehen wollte. Wenn es

bei uns, im Montessori-Kindergarten und in der Feministinnen-Familie, schon schwierig ist, wie dann erst in einer türkischen Familie?

Allen Behauptungen zum Trotz, wie wichtig es wäre, Burschen in soziale Berufe zu bringen, und dass sie ihre Aufgabe als Väter ernst nehmen – es sind verdammt wenige attraktive Erwachsene rundum da, die das ganz selbstverständlich bereits tun, und dort, wo es welche gibt, werden sie nicht unbedingt mit Anerkennung und Status belohnt, sondern eher belächelt – und zwar manchmal von Männern und Frauen.

Ich als Bursch spüre diese Doppelmoral natürlich, und sie kommt mir verdächtig vor. Wenn Gleichberechtigung angeblich so super ist – warum tun´s die Männer dann nicht alle sofort und gern? Alle sagen einem, wie gut Rücksichtnahme, Respekt und Achtsamkeit sind, aber bewundert, mit Status und Reichtum und tollen Sexualpartnerinnen beschenkt wird am Ende dann doch, wer angeberisch, draufgängerisch, brutal und egoistisch ist – siehe Fußball, siehe Rapper, siehe Trump. Fünftens: Wahrgenommen werden – das ist ein ganz wichtiges Grundbedürfnis. Wenn ich mich ökonomisch, emotional, sexuell, nicht ausreichend wahrgenommen fühle, dann ist die Versuchung groß, mir auf irgendeine andere Art Respekt zu verschaffen. Und hier kommt jetzt der Islam ins Spiel. Wenn ich ein Bursch bin, und in den vergangenen paar Jahren intensiv Medien konsumiert habe, muss sich für mich eine Botschaft festgesetzt haben: alle, von denen man immer sagt, sie hätten Macht, schauen eigentlich ziemlich ohnmächtig aus der Wäsche. Politiker haben offenbar eh nichts im Griff, bringen nichts weiter, erwecken nicht einmal den Anschein, dass sie tatsächlich viel zu reden hätten, und ökonomisch sind sie auch ratlos und alles geht den Bach runter.

Die einzigen, die es wirklich schaffen, dauerhaft Aufmerksamkeit zu bekommen, die einzigen, für die man sich interessiert, mit denen man sich ausgiebig beschäftigt, sind die muslimischen Männer. Sie ziehen viel negative Emotion auf sich, Misstrauen, Angst bisweilen, häufig rassistische Ablehnung. Aber wahrgenommen werden sie, auf der Straße erkannt, wichtig genommen, als Bedrohung, als Gefahr, als Herausforderung für die Demokratie, für die Schulen, für die Jugendarbeit, für die Gesellschaft insgesamt.

Obwohl – oder weil – sie alles ganz anders machen, als man mir, als Bursch in dieser Gesellschaft immer gepredigt hat. Vielleicht ist doch etwas dran an den archaischen Vorstellungen von Ehre.

Schließlich: Da schließt sich ein Kreis zu den rechtspopulistischen Politikern. Auch die werden von vielen verachtet, werden „primitiv“ genannt, und wurden lang bei Seite geschoben und lächerlich gemacht. Aber auch sie bekommen jede Menge Aufmerksamkeit. Man interessiert sich für sie, man beschäftigt sich mit ihnen, man beobachtet angst und bang, wie sie immer mächtiger werden, Und für mich als Burschen wird sich da irgendwann die Botschaft festsetzen: Womöglich ist doch was dran am Patriarchat, an Gewalt und an der körperlichen Durchsetzung von Hierarchie und Autorität. An dieser Stelle möchte ich jetzt verharren. Auch wenn es kein sehr angenehmer, kein tröstlicher Punkt ist. Es ist nämlich der Punkt, an dem wir, meiner Meinung nach, im Moment stehen, im Geschlechterverhältnis. Es sind uns viele Gewissheiten weggebrochen, viele selbstverständliche Verbündete abhandengekommen in den letzten Wochen und Monaten.

Sie bemühen sich in der Jugendarbeit um Geschlechtergerechtigkeit. Tolle Sache. Lange hätte ich gemeint: Es ist nur eine Frage der Zeit, bis sich das durchsetzt, alles weist in die richtige Rich-

tung, noch ein bisschen mehr Bildung, noch ein bisschen mehr Aufklärung, und die Generation, der wir gerade beim Erwachsenwerden zuschauen, wird die erste Generation sein, die das hinkriegen wird mit der Geschlechtergerechtigkeit. So schnell wird es, fürchte ich, nun doch nicht gehen. Ich glaube, dass wir uns auf kämpferische Zeiten werden einstellen müssen.

Aber das ist nicht nur traurig. Ich glaube tatsächlich, dass uns die dramatischen Umbrüche der letzten Zeit einiges an Klarheit gebracht haben. Zum Beispiel: Erst im Zuge der Flüchtlingskrise, erst in der Konfrontation mit vielen Fremden, wurde erstmals allen klar, dass Frauenrechte eine fundamentale Errungenschaft sind, die man verteidigen muss. Sogar Konservative, sogar völkische Rechtspopulisten, die vor einem Jahr noch das Grapschen verteidigten, formulieren das inzwischen so – das ist neu. (Ich nenn das den völkischen Neofeminismus, und natürlich traue ich ihm nicht über den Weg.) Dennoch gibt es eine gute Nachricht. Wenn wir heute definieren müssten, was „westlich“ ausmacht, und worin die Überlegenheit unseres Gesellschaftsmodells besteht, dann fällt uns – und zwar nicht nur Feministinnen – mittlerweile als erstes die Gleichberechtigung der Geschlechter ein.

Die Krise – die ökonomische Verteilungskrise, die Flüchtlingskrise, und die Krise der Öffentlichkeit (social media) – hat uns gezwungen, noch genauer hinzuschauen. Speziell dort hin, wo die Jugendlichen sind, mit denen Sie es täglich zu tun haben. In die Kindergärten, in die Schulen, in die Jugendzentren. Es gibt jetzt Studien, die gehört werden, die es schon lang hätte geben sollen. Sie haben vieles wahrscheinlich schon lang gewusst, und wollten vielleicht schon lang drüber reden - aber erst seit Burschen in den IS ziehen, hört man Ihnen zu.

Man wird sich jetzt auch hoffentlich mehr dafür interessieren, wer die Kids sind, die im Donauzentrum rumhängen, die in die städtischen Hauptschulen gehen. Man wird sich mehr dafür interessieren, wer die Tschetschenen in Österreich eigentlich sind (seit 20 Jahren hat niemand ernsthaft gefragt). Und neuerdings, seit hier Wahlen entschieden werden, interessiert man sich sogar dafür, was genau in den Sozialen Medien passiert – wo die Jugendlichen sich schon lange herumtreiben.

Das heißt: Wir werden kämpfen müssen. Aber wir wissen genauer, worum wir eigentlich kämpfen.

Autorin

Sibylle Hamann, Mag.a phil, ist 1966 in Wien geboren, studierte Politikwissenschaft an der Uni Wien, der FU Berlin und der Beida, Peking. Ab 1990 beim „Kurier“, 1995-2006 bei „Profil“ (Ressort Ausland).

Von 1999-2001 sowie 2004 war sie Korrespondentin in New York. Seit 2006 ist sie als freie Journalistin und Autorin in Wien tätig. Sie ist wöchentliche Kolumnistin für „Die Presse“, ständige Autorin für „Falter“ und „Emma“, Chefredakteurin der „Liga. Zeitschrift für Menschenrechte“, Lektorin am Journalismuslehrgang der FH Wien, Moderatorin und Vortragende.

bunt | besser | berechtigt

b OJA